
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

September 9/2002

Aus dem Inhalt

Ernst Pulsfort Wir können nicht zwei Herren dienen	257
Rainer Bucher Neue Zeit und alter Glaube	259
Thomas Elßner Demaskierung menschlicher Gewalt	269
Volker Hohengarten Ehrenamtliches und freiwilliges Engagement durch Bildungsangebote fördern	275
Heinrich Heming „Der Ort müsste beben!“	280
Literaturdienst: Frank Reintgen / Klaus Vellguth: Menschen – Leben – Träume Landesstelle der Katholischen Landjugend Bayerns e.V. (Hg.): Jugendliche Liturgien	286

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfr. Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V.,
Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Prof. Dr. Rainer
Bucher, Löwenberger Weg 4, 53119 Bonn | Dr. Thomas
Elßner, Institut f. Theologie u. Frieden / Postfach 1246,
22882 Barsbüttel | Volker Hohengarten, Kürthstr. 50,
50733 Köln | Prälat Heinrich Heming, Bischöfl. General-
vikariat – Zwölfling 16, 45127 Essen

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Ernst Pulsfort

Wir können nicht zwei Herren dienen

Zwei Männer übten dasselbe Handwerk aus und wohnten im gleichen Ort. Der eine von ihnen hatte eine große Familie, und er versäumte es fast nie, täglich die hl. Messe zu besuchen. Er lebte einigermaßen gut von seiner Arbeit, während der andere Mann, obwohl er keine Kinder hatte und Tag und Nacht arbeitete, kaum das Nötigste zum Leben hatte. Als sich beide nun eines Tages begegneten, fragte der Ärmere den, dem es besser ging, wie es denn komme, dass er eine so große Familie unterhalten könne, während es ihm, der nur seine Frau und sich selbst zu ernähren habe und dennoch Tag und Nacht arbeite, so schlecht gehe. Der andere antwortete ihm, er würde ihn am nächsten Morgen gleich dorthin führen, woher all sein Gewinn käme. Sehr froh über diese Antwort wartete er ungeduldig auf den Morgen, der ihm den Weg zu seinem Glück zeigen sollte. In der Frühe schon ging er zu seinem Berufskollegen. Der führte ihn aber gleich in die Kirche zur Messe. Nach der Messe sagte der, dem es gut ging: „Jetzt gehen Sie ruhig an Ihre Arbeit.“ Dasselbe tat er am Tag darauf und ein drittes und viertes Mal. Nachdem er ihn das vierte Mal mitgenommen hatte, sagte der andere: „Was soll das? Wenn ich zur Messe gehen will, finde ich schon selber den Weg. Ich wollte den Ort wissen, wo ich all das finde, was einem das Leben leichter macht. Ich wollte sehen, ob ich daraus Nutzen ziehen kann, wenn ich es mache wie Sie.“ „Mein Freund“, erwiderte der andere, „ich kenne keinen anderen Ort außer der Kirche und kein anderes Mittel als das Gebet und den häufigen Besuch der Messe. Was mich angeht, so habe ich kein anderes Mittel angewandt, um all das Gute zu haben, über das Sie staunen. Aber

haben Sie nicht gelesen, dass Jesus Christus sagt, dass wir vor allem das Reich Gottes suchen sollen und dass alles übrige uns dazugegeben wird?“

Vielleicht staunen Sie über diese Geschichte oder sie wundern sich? Ich wundere mich nicht. Wir sehen jeden Tag das gleiche, dort, wo Gott geehrt wird: Jene Menschen, die wirklich glauben und die hl. Messe besuchen, bringen ihre Angelegenheiten viel besser zuwege als jene, die bei ihrem geringen Glauben oder bei ihrem Unglauben meinen, sie hätten zum Besuch der Messe und zum Gebet keine Zeit. Wie viele Menschen setzen ihr ganzes Vertrauen auf sich selbst und ihre Arbeit und sind dabei nicht glücklich. Wie viel glücklicher wären wir, wenn wir unser ganzes Vertrauen auf Gott setzten. Aber wir tun in der Regel so, als könnten wir beiden in gleicher Weise gerecht werden, unseren weltlichen Zielen und Wünschen und Gott.

Jesus Christus sagt uns, dass wir nicht zwei Herren dienen können, d. h. Gott und der Welt. Ihr könnt nicht der Welt gefallen, sagt er, und zugleich Gott, denn die beiden Herren - Gott und Welt - sind äußerst gegensätzlich in ihren Gedanken, Wünschen und Handlungen. Der eine verspricht etwas völlig Entgegengesetztes von dem, was der andere verspricht. Der eine verbietet das, was der andere erlaubt und befiehlt. Der eine lässt uns für die gegenwärtige Zeit und ihre Genüsse arbeiten und der andere für die zukünftige, für den Himmel. Jeder der beiden Herren, verlangt unser Herz, ungeteilt. Der eine ist die Welt, die uns alles verspricht, was wir uns während unseres ganzen Lebens nur wünschen mögen. Natürlich verspricht er immer mehr, als er gibt, und gleichzeitig

verheimlicht er uns die Nebenwirkungen, die Leiden, die uns für die Ewigkeit reserviert sind. („Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber dabei Schaden nimmt an seiner Seele.“)

Der andere Herr, das ist Jesus Christus. Er verspricht uns alle diese Dinge nicht, aber er sagt uns zum Trost, dass er uns helfen wird, und dass er unsere Schmerzen sehr lindern wird: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen“.

Das also sind die zwei Herren, die unser Herz wollen. Zu wem wollen wir nun gehören?

Nichts ist unter uns Christen so geläufig wie das Wort: „Mein Gott, ich liebe dich.“ Aber nichts ist vielleicht so selten wie die Liebe zu Gott. Gott lieben, d. h. nichts so sehr lieben wie ihn, nichts, was nicht zu ihm passt, nichts, was unser Herz mit ihm teilt.

Liebe Leserinnen und Leser,

dass wir in einer Mediengesellschaft leben, ist keine Neuigkeit. Spannend wird es aber immer, wenn man bei solch einem Schlagwort eine Tiefenbohrung ansetzt, indem man nach der Bedeutung des bezeichneten Phänomens für das Alltagsleben und dessen Wahrnehmung fragt. Erst recht gilt dies im Blick auf die sich daraus ergebenden Aufgaben für die Kirche. Solchen enthüllenden und herausfordernden Fragen geht der katholische Pastoraltheologe der Universität Graz, **Prof. Dr. Rainer Bucher**, nach.

Dem nicht minder aktuellen Stichwort Gewalt widmet **Dr. Thomas Elßner**, Wissenschaftlicher Referent am Institut für Theologie und Frieden in Barsbüttel, eine Studie. Sie ist Präsentation und hilfreiche Kommentierung des bibeltheologischen Teils des jüngsten Hirtenwortes zum Thema Frieden.

Das im Pastoralblatt in letzter Zeit schon mehrfach angesprochene Thema „Ehrenamt“ erhält durch den Beitrag von **Volker Hohengarten**, Referent in der Abteilung Erwachsenenbildung im Generalvikariat des Erzbistums Köln, eine konkretisierende Weiterführung, insofern der immer wieder genannte Aspekt „Qualifizierung“ entfaltet und durch die Vorstellung des entsprechenden Weiterbildungsangebotes im Erzbistum Köln zu weiterer Arbeit an der Förderung des unentbehrlichen Ehrenamtes angeregt wird.

Zum tragenden Ehrenamt in der Kirche gehört die Arbeit der Pfarrgemeinderäte. Ein aufbauendes und stärkendes geistliches Wort für diese Frauen und Männer, das z. B. einmal Gegenstand des nächsten Zusammentreffens des PGR sein könnte, stellt der Beitrag von **Prälat Heinrich Heming**, Leiter des Seelsorgeamtes im Generalvikariat des Bistums Essen, dar.

Mögen Sie aus diesen Beiträgen die eine oder andere Anregung für den neuen Arbeitsalltag mitnehmen, der nach hoffentlich erholsamer Urlaubszeit wieder beginnt.

Dies wünscht Ihnen mit herzlichem Gruß

Ihr



Rainer Bucher

Neue Zeit und alter Glaube

Die Kirche in der Medien- gesellschaft¹

1. Die kulturellen Revolutionen der Gegenwart

Die Lage der Kirche in den entwickelten Gesellschaften ist durch zwei fundamentale, ja revolutionäre Entwicklungen gekennzeichnet.

Zum einen stehen die Kirchen des Westens seit einiger Zeit unter dem *Zustimmungsvorbehalt* ihrer eigenen Mitglieder. Auch der Katholik und die Katholikin haben heute die Möglichkeit, sich ihre eigenen Muster der Lebensführung, der Weltbetrachtung und der religiösen Weltwahrnehmung selbst zusammenzustellen – und das mehr oder weniger sanktionsfrei.²

Die zweite für die Kirche revolutionäre Entwicklung betrifft ihren Kontext, also die Kultur westlicher Gesellschaften. Seit dem letzten Weltkrieg verschieben sich hier in mindestens drei Bereichen zentrale Formationen, und das unwiderruflich.

Da ist zum einen die ökonomische Globalisierung, also die Etablierung eines weltweiten und bislang weitgehend unregulierten Marktes für Kapital, Güter und Dienstleistungen.³ Sie zwingt letzten Endes jeden und jede dazu, seine und ihre Arbeitskraft weltweit zu Markte zu tragen und in weltweiter Konkurrenz zu behaupten. Intern führt dies zu einer massiven Ökonomisierung aller Lebensbereiche und damit zur Interpretation aller Lebenswirklichkeiten unter ökonomischen Kalkülen.

Doch nicht nur die Arbeits-, sondern auch die Geschlechterverhältnisse ändern sich der-

zeit radikal. Wir sind Zeugen einer völligen Neuchoreographie der Geschlechterverhältnisse. Erstmals in der Menschheitsgeschichte wird die Zwangskopplung von Frauen- an Männerbiographien tendenziell aufgehoben, umkreisen Frauen Männer nicht mehr länger auf festgelegten Bahnen wie Planeten die sie bestrahlenden Fixsterne. Was das alles durcheinanderbringt, von der Rentenversicherung bis zu den Modellen des Zusammenlebens, bis hin zu unserem emotionalen Haushalt, das ist ganz unabsehbar.⁴

Und dann ist da noch diese dritte Revolution: jene der Medien. Seltsamerweise wird sie häufig gerade nicht als Revolution, sondern als Selbstverständlichkeit behandelt, sozusagen als rein technologische Angelegenheit. Sie ist es aber nicht. Sie ist vielmehr das Gegenteil: Denn sie kehrt, wie alle Revolutionen, bisher Selbstverständliches um.

So zum Beispiel die Erfahrung, dass das Ferne fern und das Nahe nah ist. Nun plötzlich gilt: Das Ferne ist nahe, oft näher und leichter zu erreichen als das Nächstliegende. Medien seien Ausweitungen unserer Sinnesorgane, meinte der legendäre Medientheoretiker Marshall McLuhan⁵, und wenn man Medien so begreift und dann bedenkt, was unsere Sinnesorgane für uns sind, dann wird klar, was es bedeutet, wenn man fernsehen, fernsprechen und seine Worte global in Echtzeit verbreiten kann.

Wir leben nicht mehr in der gleichen Welt, in die wir hineingeboren wurden. Aber wir können versuchen zu verstehen, wo wir leben. Und dann versuchen zu klären, was das für uns als Christen und Christinnen bedeutet. Für die Medienrevolution will ich dies heute versuchen.

Als Pastoraltheologe habe ich also drei Fragen in aller gebotenen Kürze zu stellen und zu behandeln:

Was sind Medien und was heißt Mediengesellschaft?

Was bedeutet diese Mediengesellschaft für die Kirche?

Wie könnte die Kirche ihre Aufgabe in der Mediengesellschaft erfüllen?

2. Was sind Medien und was heißt Mediengesellschaft?

Wie Sie sich vorstellen können, gibt es ungefähr so viele Mediendefinitionen wie Medien. Eine hatte ich schon gegeben: Medien seien Ausweitungen unserer Sinne. Eine andere Definition, jene Niklas Luhmanns, geht von der realistischen Feststellung aus, dass gelingende Kommunikation zwischen Menschen ganz unwahrscheinlich sei – und das, wie Luhmann schreibt, „obwohl wir sie jeden Tag erleben, praktizieren und ohne sie nicht leben würden“⁶. Es sei alles andere als selbstverständlich, dass wir aus dem Gefängnis unseres Innenlebens herauskommen, andere uns verstehen und auch noch akzeptieren, was wir sagen.

Was sind dann aber Medien? Für Luhmann schlicht alles, was der Umformung „unwahrscheinlicher in wahrscheinliche Kommunikation“⁷ dient. Dieser sehr weite und funktionale Medienbegriff hat einen enormen Vorteil: Er ordnet die Neuen Medien und auch die klassischen Massenmedien ein in die Geschichte der Kommunikation überhaupt. Und die beginnt nicht mit dem Fernsehen, sondern eben viel früher, in einem humanen Sinne mit der Sprache.

Die Sprache ist ohne Zweifel historisch wie systematisch das erste und grundlegende Medium. Mit ihr wird die Kommunikation zwischen Lebewesen ungleich viel dichter, intensiver, als alles, was ohne sie möglich ist. Sprache überführt konkrete Wahrnehmungen in allgemeine Begriffe und erweckt damit den Eindruck übereinstimmenden Verstehens – wie brüchig dieser Eindruck auch immer sein mag.

An der Sprache kann man ablesen, was Medien ausmacht. Sie vermitteln, sie zentrieren und sie speichern. Sprache vermittelt Informationen von einem zum anderen, sie macht diese Informationen speicherungs-fähig (das wesentlichste Speichermedium der Sprache ist später dann die Schrift, aber vorher auch schon das Gedächtnis), und Sprache zentriert. Das bedeutet: Sprache kann, wie alle Medien, Informationen nur vermitteln und speichern, wenn sie einen

Horizont aufbaut, innerhalb dessen dann das Erkannte identifizierbar wird.

Das aber heißt: Die Ordnung der Welt wird immer medial erfahren. Medialität ist eine Bedingung menschlicher Welterschließung. Das wiederum heißt: Medialität ist weit mehr als eine Kategorie des Apparativen, wenn auch über neue apparative Entwicklungen und Technologien Medien ganz neue Wirkungen erzielen. Medien ordnen die Welt, in der wir leben und handeln. Diese Welt ist nicht einfach gegeben, sondern in der Weise gegeben, wie wir sie uns symbolisch – und das aber heißt medial – erschließen. Alle Machthaber greifen und greifen daher nach den Medien, denn in ihnen zirkulieren die Deutungs- und Erfahrungskategorien von Wirklichkeit.

Die Kulturgeschichte der Menschheit lässt sich denn auch als Geschichte ihrer Medienrevolutionen lesen.⁸ Wahrscheinlich tritt die Menschheit überhaupt erst mit der ersten Medienrevolution, der Erfindung der Sprache, ins Leben, jedenfalls sich selbst ins Bewusstsein. Bei Aristoteles heißt es denn auch ebenso schlicht wie schlagend: „Nun ist aber einzig der Mensch unter allen animalischen Wesen mit der Sprache begabt“⁹.

Die zweite und nicht weniger folgenreiche Medienrevolution aber war die Einführung der Schrift. Der Übergang von der reinen Mündlichkeit zur Schriftkultur, zwischen 3000 vor Christus bei den Sumerern begonnen und in unserem Kulturkreis ca. 800 v. Chr. bei den Griechen mit dem phonetischen Alphabet abgeschlossen, kann in seinen Auswirkungen gar nicht revolutionär genug eingeschätzt werden. Er wirkt bis heute in unseren Sprachgebrauch nach. „Schrift“ ist bei uns zur Metapher für „Wahrheit“ geworden: „Es steht geschrieben“ bedeutet immer noch: so ist es, und das nicht nur in Religionen, die sich auf Heilige Schriften beziehen.¹⁰

Schrift, dieses erste wirkliche Speichermedium, überschreitet zwei bis dahin unüberschreitbare Grenzen: Schrift ermöglicht Speicherung über die Lebenszeit hinaus und Kommunikation jenseits der reinen unmittelbaren Gegenwart. Schrift ist die Stimme

der (bis in den Tod hinein) Abwesenden. Damit wird auch klar, was die Medienentwicklung stets auch ist: eine kontinuierliche Veränderung unserer Raum- und Zeitstrukturen.

Die Medienrevolution der Neuzeit, die Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert, eröffnete immer mehr Menschen immer weitere Kommunikationsräume – über alle zeitlichen und räumlichen Grenzen hinweg. Die neuen Medien des 19. Jahrhunderts, allesamt Fernübertragungsmedien wie Telegraph und Telefon, und auch noch das Fernsehen und Internet des 20. Jahrhunderts: Sie alle weiten Kommunikationsräume aus, verkleinern und vergrößern damit die Welt in einem: Denn immer mehr wird uns erreichbar, aber in der Erreichbarkeit kommt es uns auch immer näher.

Die Mediengeschichte führt dabei offenkundig vom Speichern über das Übertragen zum Bearbeiten. Die frühen Medien Bild, Schrift und Druck sorgten gegen die Vergänglichkeit der Kommunikation für die Möglichkeit des Speicherns, die Medieninnovationen nach Gutenberg veränderten, man kann das an ihrem Präfix Tele- erkennen, die Übertragungswege, die neueste, die digitale Medientechnik aber eröffnet zuvor ungeahnte Dimensionen in der Datenverarbeitung.¹¹ Oder anders gesagt: Die Medien der Gutenberg-Galaxie des gedruckten Wortes überwinden die Zeit, die Medien des elektronischen Zeitalters den Raum, die digitalen Medien der Gegenwart aber noch einmal etwas ganz anderes: die Hierarchie der medialen Ordnung selbst.

Denn auch das steckt in der Medienentwicklung: Sie weitet die ans Mediensystem Angeschlossenen und schließlich deren Kompetenz und Beteiligung nach und nach aus. Handschriften besaßen ganz wenige, Bibel-Drucke – bereits die Gutenberg-Bibel war 75 % billiger als eine entsprechende Handschrift – schon einige mehr, Zeitschriften und Zeitungen das gebildete und schließlich auch das sentimentale Bürgertum, Taschenbuch, Radio, Telefon und Fernsehen heute aber fast jeder. Und wer einen internetfähigen PC besitzt, der kann überall auf der

Welt an so ziemlich alle verfügbaren und mit einigem Geschick auch an offiziell nicht-verfügbare Informationen herankommen.

Damit stehen wir in der Gegenwart der Neuen Medien. Das Besondere an ihnen: Es sind Massenmedien ohne Massen. Das Internet erlaubt wieder, nun über globale Distanzen hinweg, was zu Beginn der Mediengeschichte der alleinige Normalfall war: face to face-Kommunikation. Und auch das zukünftige digitale Pay-TV wird eine Re-Individualisierung der Massenmedien bringen: Jeder soll sich zukünftig sein TV-Programm persönlich zusammenstellen – natürlich nur, wenn er bereit ist, es auch ganz individuell zu bezahlen.

Medien sind also, trotz ihres Namens, beileibe nicht nur beliebige „Mittel“, die irgendetwas übertragen, sie formieren vielmehr die Welt, in der wir leben. Jede Gesellschaft war daher Mediengesellschaft, denn ohne Medien gibt es keine Gesellschaften, und komplexe schon gar nicht. Und doch stimmt es: Unsere entwickelten modernen Gesellschaften sind in ganz eigener Weise von ihren Medien geprägt. Da stellt sich die schlichte Frage: wie?

Zuallererst gilt: Neue Medien verdrängen nicht etwa die alten, sie „schieben“ sich vielmehr auf sie hinauf, zwingen die Gesellschaft damit allerdings zu einem Gesamtumbau ihres Mediensystems. Daher war der Blick in die Mediengeschichte bereits ein Blick in unsere aktuelle Mediengesellschaft. Wir sprechen weiter miteinander, lesen nach wie vor handgeschriebene Briefe, gedruckte Bücher, telefonieren, nutzen klassische Massen-, aber eben auch die neuen, re-individualisierten digitalen Medien.

Das Neue an unserer aktuellen Mediengesellschaft ist also nicht so sehr das eine oder andere neue Medium, sondern das Gesamtsystem der Medien, wie es sich derzeit ausbildet. Dieses Gesamtsystem aber ist durch drei Merkmale beschreibbar: seine tendenzielle Unkontrollierbarkeit, seine aktive wie passive Allgegenwart und seine neue Bildlichkeit.

Diese drei Merkmale entsprechen dabei im Übrigen historischen Schichten unserer

Medienkonstellation. Die tendenzielle Unkontrollierbarkeit der Medien gilt seit dem Buchdruck, seit den Telekommunikationsmedien im 19. und frühen 20. Jahrhundert kommt den Medien ihre aktive wie passive Allgegenwart zu, Bildlichkeit aber, das ist offenkundig die Signatur der neuesten Medienrevolution. Bedenkt man etwa, dass die Deutschen durchschnittlich drei Stunden pro Tag vor dem Fernseher verbringen, übrigens eine seit vielen Jahren vergleichsweise konstante Zahl, und dass dort viele, immer buntere Bilder Wirklichkeit konstruieren, dann kann man tatsächlich der Meinung sein, es passiere gegenwärtig so etwas wie der Weg wieder zurück vom logos zum mythos, von der Begrifflichkeit zur bildlich erzählten Geschichte.¹²

3. Was bedeutet diese Mediengesellschaft für die Kirche?

Unkontrollierbarkeit, Allgegenwart, Bildlichkeit, an diesen drei Merkmalen unseres Mediensystems entlang möchte ich nun fragen: Was bedeutet diese Mediengesellschaft für die Kirche? Die Antwort kann nur lauten: zuerst einmal vor allem Probleme.

Dass die Unkontrollierbarkeit der Medien der Kirche Probleme machte und macht, ist unmittelbar einsichtig. Schließlich war es die Kirche, die über Jahrhunderte das Medienmonopol und damit die Kontrolle über die in der Gesellschaft umlaufenden Wahrheiten besaß. Clericus, ursprünglich übrigens ein auf alle Christen angewandter Begriff, bedeutete im Mittelalter: einer, der schreiben und lesen kann.

Dass der Kirche dieses Medien- und damit Wahrheitsmonopol so gründlich abhanden kam, hat ihr bekanntlich im 19. Jahrhundert ebenso viele Schmerzen wie Kopfzerbrechen bereitet. Erst mit dem II. Vatikanum und etwa der Erklärung zur Religions- und Meinungsfreiheit hat sie diese Situation grundsätzlich akzeptiert: Immerhin existierte bis nach dem II. Vatikanum ein römischer Index der verbotenen Bücher.¹³

Die Auswirkungen des kirchlichen Kontrollverlustes über die Medien waren ja auch wirklich dramatisch. Ohne den Buchdruck etwa hätte Luther schlicht keine Chance gehabt und ohne die elektronischen Medien hätte sich das alte geschlossene katholische Milieu sicher noch ein wenig länger stabilisieren lassen und sich nicht in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts dermaßen gründlich aufgelöst.¹⁴

Und so zeigt sich denn die eingangs erwähnte Freisetzung des und der Einzelnen allen religiösen Institutionen gegenüber auch als Folge medialer Revolutionen. Wenn der „Spiegel“, die „Tagesschau“ und die „Bildzeitung“ ins letzte Dorf kommen, was ja erst ab Mitte der 50er Jahre der Fall ist, verliert der Pfarrer endgültig sein dörfliches Monopol auf Wirklichkeitsinterpretation und Lebensnormierung. Manche Medien und allen voran Rudolf Augstein sind denn ja in bedauernswertem Anachronismus bis heute auf die Kirche als den doch längst schon entmachteten Ex-Medien-Monopolisten fixiert.

Oder etwas formaler gesagt: Die Unkontrollierbarkeit der Medien bedeutet die Entstehung einer mehr oder weniger kritischen Öffentlichkeit.¹⁵ Das aber heißt: Die Kirche kann die Perspektiven und Wertungen, unter denen sie und ihre Themen wahrgenommen wird, nicht mehr kontrollieren. Das ist anstrengend, wie jede Konfrontation mit einer Außenwahrnehmung. Der Vorschlag eines österreichischen und übrigens sehr medienwirksamen Bischofs, in dieser Situation so etwas wie ein nihil obstat für Journalisten einzuführen, ist daher einerseits ebenso konsequent wie hilflos.

Seit einiger Zeit muss sich die Kirche mit den Außenperspektiven auf sich und ihre Themen auseinandersetzen. Sie kann nicht – vom Blasphemieparagrafen abgesehen – kontrollieren, was man über sie und ihre Themen denkt. Damit stellt sich eine einfache, aber bedeutsame Frage: Kann sie in dieser Auseinandersetzung bestehen?

Die Unkontrollierbarkeit der Medien bringt freilich seit deren totaler Globalisierung in den letzten Jahrzehnten noch etwas

anderes mit sich: die massenwirksame Erreichbarkeit aller weltreligiösen Traditionen. Die früher zusammengebundenen und quasi kirchlich vorsortierten und nur regional verfügbaren religiösen Wissensbestände und Praktiken werden gegenwärtig nicht nur freigesetzt, sondern auch weltweit verfügbar. Sie müssen nicht mehr in einem buddhistisch geprägten Land leben, um sich über den Buddhismus zu informieren und vielleicht Elemente seiner Spiritualität in Ihr persönliches Glaubensleben zu integrieren. Sie können dies von jedem Ort der Welt aus – denn Medien bringen Ihnen die notwendigen Informationen. Der nächstgelegene Buchladen zum Grazer Dom ist nicht die katholische, sondern die esoterische Buchhandlung.

Der religiöse Pluralismus der Gegenwart gewinnt seine Materialien aus den aufgeschnürten Paketen auch noch und gerade der fernliegendsten religiösen Traditionen. Bereitgestellt werden sie medial. Das aber heißt: Die bis vor kurzem grundlegende territoriale Ordnung des Religiösen ist – zumindest in westlichen Gesellschaften – dabei, sich aufzulösen.¹⁶

Ich bin dabei auszuloten, was die wesentlichen Merkmale unseres Mediensystems, Unkontrollierbarkeit, Allgegenwart und Bildlichkeit, für die Kirche bedeuten. Allgegenwart, Ubiquität, ist nun selbst ein ursprünglich theologischer Begriff – er meinte die Allgegenwart Gottes. Allgegenwart aber muss man nun den Medien zusprechen: Was früher der Kirchturm war – höchster und alles überschauender und alles strukturierender Punkt der realen und geistigen Landschaft –, das sind jetzt der Sendeturm und der Handymast: Signalgeber der Erreichbarkeit und damit von Kontrolle und Bedeutung zugleich.

Unsere Gesellschaft hängt nicht mehr an den Gnadenströmen der Religion, sondern an den Datenströmen der Medien. Und da heißt es, wie früher schon: Wer abgehängt ist, ist verloren. Übrigens aus dem gleichen Grund: Er ist mit sich allein. Überhaupt scheint für viele Medien zu gelten: Sie haben eine militärische Genese, eine ökonomische

Zukunft – und folgen doch zuerst einer religiösen Logik.¹⁷

Allgegenwart der Medien: Der Begriff und die mit ihm gemeinte Eigenschaft wandert aus der Religion zu den Medien. Das macht auf ein Phänomen aufmerksam, das schon länger bemerkt und gegenwärtig erneut diskutiert wird: das Auswandern klassischer Funktionen der Religion an die Medien. Es findet ja generell so etwas wie eine Dispersion des Religiösen statt: Religion verschwindet nicht in unserer Gesellschaft, sie verteilt sich vielmehr auf immer mehr Vollzüge und gesellschaftliche Sektoren. Religion individualisiert sich also nicht nur, spezifische ihrer Merkmale wandern auch aus in andere kulturelle Handlungsfelder.¹⁸

Und nicht das unwichtigste davon sind die Medien. Es gibt so etwas wie die religiöse Funktion der Medien und manche sprechen gar von den Medien als (neuer) Religion. Wie immer bei solchen Fragen kann man sich nun je nach Religionsdefinition – und derer sind bekanntlich Legion – hier endlos streiten. Eines aber scheint mir unbestreitbar: Viele ehemals von der (kirchlichen) Religion verwaltete Funktionen werden zumindest potentiell vom Mediensystem übernommen.

Wenn man zu den klassischen Funktionen der Religion etwa Ohnmachtsbewältigung, Handlungsnormierung, Definition der Wirklichkeit als Ganzer (also Aufbau einer Kosmologie) und Alltagsstrukturierung rechnet, dann wird deutlich, dass Medien, etwa das Fernsehen, in all diese klassischen Funktionen der Religion eingetreten sind. Das Fernsehen etwa strukturiert den Alltag in einer spezifischen Liturgie, es vermittelt Handlungsnormierung und Ohnmachtsbewältigung und es baut eine spezifische Wirklichkeitswahrnehmung auf.¹⁹

Die *Unkontrollierbarkeit der Medien* bedeutet für die Kirche, nicht mehr allein zu sein, geschweige denn das Monopol auf Wirklichkeitsinterpretation und Handlungsnormierung zu haben, und es bedeutet, selbst konfrontiert zu werden mit Außenperspektiven auf die eigene Realität. Die Allgegenwart der Medien aber ist vielleicht das

auffälligste Zeichen dafür, dass vieles, was früher für die Religion und ihr Innerstes, das Heilige, galt, nunmehr für die Medien gilt, auf die Medien übergegangen ist.

Bleibt noch die Bildlichkeit, die *neue Bildlichkeit der Neuen Medien*. Das ist nun die letzte Schicht unserer vielfältig geschichteten Medienkultur und also die neueste. Oder wie Nobert Bolz lapidar schreibt: „Wir leben in neuen Kommunikationsverhältnissen, die mit dem Leitmedium der Neuzeit, dem Buch, gebrochen haben. Computer und elektronische Medien befördern das Ende einer Welt, die Marshall McLuhan Gutenberg-Galaxie genannt hat.“²⁰ Was immer das im Einzelnen bedeutet: Für die theologische Analyse wird es jetzt notwendig, in Konfessionen zu sprechen.

Denn gerade darin unterscheiden sich die beiden christlichen Konfessionen, unterscheiden sich Protestantismus und Katholizismus. Der Protestantismus entsteht zeitlich wie sachlich mit der Gutenberg-Galaxie des geschriebenen Wortes und er lebt auf und in ihr. Der Katholizismus aber hat sich mit ihr nur so nach und nach angefreundet und blieb und bleibt vor allem eine bilderfreundliche Religion.

Wenn aber gegenwärtig in unserer Kultur die Bilder wiederkehren und die Vorherrschaft der Worte unterlaufen wird, wenn Menschen ihr Handeln und ihre Wirklichkeitswahrnehmung immer mehr nach Bildern und nicht nach Begriffen strukturieren, dann, so könnte man meinen, läge wieder eine große Zeit des bilderfreundlichen Katholizismus vor uns. Und die Erfolge des äußerst mediensensiblen Papstes etwa scheinen dem Recht zu geben. Die Kargheit einer protestantischen Wortliturgie ist fernsehmedial jedenfalls hoffnungslos jedem Hochamt in einem barocken Stift unterlegen.

Freilich, auch nach der Wiederkehr der Bilder als offen oder heimlich unsere Leben normierende Kraft gilt: Die Kirche hat kein Monopol mehr auf Bilder! Es sind eben nicht mehr die Fresken Giotto's und Michelangelo's oder die Votivtafeln der Volksfrömmigkeit, welche unseren ästhetischen Kos-

mos strukturieren, sondern die bunten Bilder des Fernsehens und die avantgardistische Ästhetik vor allem der Werbung. Die mit der Wiederkehr der Bilder vorhergesagte Wiederkehr des mythischen, zyklischen, rational entgrenzten Denkens mag ja tatsächlich in weiten Bereichen stattfinden, aber es ist nicht die Wiederkehr der kirchlichen Religion, die sich da vollzieht.

Zudem kennt ja auch die christliche Tradition bekanntlich eine lange und kontroverse Auseinandersetzung um den religiösen Status des Bildes. Die Re-Mythologisierung der Gegenwartskultur, für die es manche Anzeichen gibt, spielt der christlichen Religion nur sehr vordergründig und sehr vordergründige Chancen zu. Die neue Bilderfreundlichkeit unserer Kultur jedenfalls ist christlich mindestens doppeldeutig.

4. Wie könnte die Kirche ihre Aufgabe in der Mediengesellschaft erfüllen?

Nun bleibt noch die schwerste Frage: Wie könnte die Kirche ihre Aufgabe in der Mediengesellschaft erfüllen?²¹ Diese Frage unterscheidet sich grundsätzlich von jener, wie die Kirche die Medien für ihre Zwecke nützen könne. Denn zum einen verändern, wie deutlich geworden sein sollte, Medien die Kultur unserer Gesellschaft so radikal, dass sie mindestens so sehr Rahmenbedingung wie Instrumente kirchlichen Handelns sind, zum anderen muss sich Kirche immer wieder neu fragen, was ihre Aufgabe unter neuen gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen überhaupt ist, anders gesagt, was die „Zeichen der Zeit“ (GS 4) für sie konkret bedeuten. Das steht nämlich keineswegs ein für allemal fest, sondern muss von der Kirche immer wieder neu entdeckt werden.²²

Kirche ist nämlich nicht um ihrer selber willen da, sondern um eine Aufgabe zu erfüllen, das Evangelium Jesu von seinem Gott in Wort und Tat zu verkünden. Das klingt einfach, ist es aber bekanntlich nicht. Denn diese Aufgabe bedeutet auch, immer

wieder neu feststellen zu müssen, was das Evangelium Jesu hier und heute konkret bedeutet, welche Handlungskonsequenzen es heute besitzt und welche Hoffnungsperspektiven es konkret eröffnet. Das aber heißt: Aufgabe der Kirche ist es, Erfahrungsräume bereitzustellen für das, was das Evangelium bedeutet, im eigenen Leben, in den Strukturen des Zusammenlebens, für das Wissen von Mensch und Welt. Kirche ist jener Sozialraum, in dem diese Konkretionsleistung versucht, gelernt, aber auch vollbracht wird.

Wie aber soll die Kirche dies unter den Bedingungen der Mediengesellschaft leisten? Ich möchte hierzu einige Optionen entwickeln – und dies entlang der genannten Merkmale unseres Mediensystems: Unkontrollierbarkeit, Allgegenwart und Bildlichkeit.

Die Unkontrollierbarkeit des Mediensystems provozierte und provoziert bisweilen heute noch kirchlicherseits, aber wahrlich nicht nur dort, einen spezifischen Reflex: Zonen der Kontrollierbarkeit zu errichten, also möglichst große Bereiche des wieder Kontrollierbaren herzustellen. Das muss scheitern und ist ja auch gescheitert. Der Raum einer unkontrollierbaren Öffentlichkeit ist nicht zu umgehen oder zu unterlaufen. Anders gesagt: An der Provokation der Pluralität kommt keine gesellschaftliche Institution mehr vorbei. Das Evangelium muss in den Kontrasten der Gegenwart²³, nicht gegen sie dargestellt werden: nur wie?

Ich will es auf ein Schlagwort bringen: *Nicht Medienkontrolle, sondern evangelisatorische Medienpräsenz* ist von der Kirche gefordert. Was könnte das heißen? Zuerst einmal: Es muss der Kirche in ihrer Medienpräsenz um das Evangelium gehen, nicht so sehr um sich. Es geht in evangelisatorischer Medienpräsenz um die Optionen des Glaubens, nicht um die Macht- und Einflussinteressen der Kirche. Das muss unmittelbar und glaubhaft spürbar sein im medialen Kommunikationsgeschehen.

Was aber sind diese Optionen des Glaubens? Massenmedien, die normalerweise gerade keinen gewohnten kirchlichen, etwa liturgischen Kontext zur Verfügung stellen,

zwingen zur Formulierung des Glaubens in säkularem Horizont und aus säkularer Perspektive. Können wir die Optionen des Glaubens aus der Perspektive heutiger Kultur entwickeln oder nicht? Brauchen wir unsere gewohnten kirchlichen Kontexte, um den Glauben darstellen zu können? Oder können wir seinen Sinn und seine Bedeutung auch in anderen kulturellen Kontexten darlegen?

Der Wunsch nach Kontrolle der Kontexte der Glaubensdarstellung entspringt aus der tiefsitzenden Angst, außerhalb selbstkontrollierter Kontexte diese Darstellung nicht leisten zu können. Diese Angst ist verständlich, aber ein echtes Glaubensproblem. Sie ist eine Anfrage an unseren Glauben und damit unser Leben. Denn auch wir leben in den kulturellen Kontexten der Gegenwart.

Wissen wir, was das Evangelium für das Leben in heutiger Kultur, unter heutigen Bedingungen bedeutet? Können wir daher in Medien, die außerhalb unserer gewohnten kirchlichen Plausibilitätsräume wirken, darstellen, was das Evangelium heute heißen könnte? Weil wir es in unserem Leben selbst entdeckt haben?

Die Massenmedien zwingen die Kirche dazu, ihre Botschaft aus der Perspektive heutigen Lebens und heutiger Kultur zu entdecken. Es geht um die säkulare Erschließungskraft des Evangeliums. Die unkontrollierbaren Verkündigungskontexte der Mediengesellschaft sind ein Lackmustest für die Welthaltigkeit, die Weltbedeutung des Glaubens. Und zwar die reale, nicht die behauptete, mit der wir uns innerhalb kirchlicher Plausibilitätsräume manchmal über den Wahrheitstest hinwegsetzen können.

Nun freilich: So sehr die Unkontrollierbarkeit der Medien für die Kirche den heilsamen Zwang zu Authentizität und kultureller Gegenwart ausübt, so wenig sind die Medien ein unschuldig Ding. Nichts macht dies deutlicher als ihr zweites, selbst schon fast religiöses Merkmal: ihre Ubiquität. Allgegenwart bedeutet nämlich auch fast notwendig Allmacht. Daher empfehle ich, um auch dies auf eine Formel zu bringen: *Nicht Anpassung an die herrschende Medienreli-*

gion, sondern differenzierte christliche Religionskritik der Medien.

Religiöse Kompetenz ist die Kompetenz für den Umgang mit dem Heiligen im eigenen Leben: Unterliegt man ihm blind oder hat man ein kritisches Prinzip des Umgangs mit ihm? Versklavt das Heilige des eigenen Lebens, oder befreit es zu einem mutigen und erfahrungsreichen, zu einem befreienden und beziehungsintensiven, zu einem tapferen und abenteuerlichen Leben?

Jedes Leben ist mit dem Phänomen des Heiligen konfrontiert: Religion, das ist die Erfahrung des *mysterium tremendum et fascinans*, das ist die Erfahrung einer geheimnisvollen Macht, die zugleich abschreckt und in den Bann zieht.²⁴ Wann immer diese eigentümliche Kontrasterfahrung sich einstellt, hat man es mit etwas Heiligem zu tun. Medien werden in vielen Leben Orte des Heiligen: Sie faszinieren und schrecken ab, sie üben Macht aus und sind allgegenwärtig.

Zentrales Prinzip des Umgangs mit dem Heiligen ist für Christen der Gottesbegriff Jesu. Er ist Kritik aller versklavenden Götzen. Christliche Rede von Gott bedeutet immer auch: Kampf gegen die Götzen. In der Bibel wird der Kampf um die Kritik der Götzen allüberall geführt: Götzen sind Götter, die ins Unheil führen. Die Rede von Gott hat daher vor allem eine kritische Aufgabe: zu sagen, was Gott nicht ist und was nicht Gott ist. Sie ist Wissen von den falschen Göttern und gerade darin Glauben an den richtigen. Götzen sind jene Götter, die funktionieren, sei es im Interesse von staatlicher oder religiöser Herrschaft, sei es im Interesse eines „guten Lebens“ des Einzelnen, seiner selbstzufriedenen Behaglichkeit, seiner befriedeten Existenz.

Der Gott Jesu kennt dagegen zwei Merkmale, die auch in einer Religionskritik der Medien eine Rolle spielen könnten. Zum einen ist er grundsätzlich unverfügbar für uns Menschen, zum anderen aber identifiziert er die Liebe zu ihm mit der Liebe zum Nächsten. Alle Götter, die im Dienst von Menschen stehen, sind Götzen, wie auch alle Götter, die nicht auf der Seite der Leidenden und Bedrängten stehen.

Medien können zu solchen Götzen werden. Sie haben unendlich viel Macht, sind markt- oder staatsförmig organisiert und stehen nur ganz selten auf der Seite der Leidenden. *Nicht Anpassung an die herrschende Medienreligion, sondern differenzierte christliche Religionskritik der Medien* heißt daher, genau zu unterscheiden, wo Medien nicht mehr nur der fordernde, weil unkontrollierbare Rahmen unserer eigenen Verkündigung sind, sondern selbst eine religiöse Macht darstellen, die es um Gottes und der Menschen willen politisch zu kritisieren und auch persönlich zu meiden gilt.²⁵

Es gibt die Versuchung, der Unkontrollierbarkeit der Medien auszuweichen und ihre religiöse Macht zu nutzen. Die *electronic churches* in den USA sind Produkte dieser Konstellation. Es ist dies die Versuchung, den Machtverlust traditioneller Religionen mittels medialer Macht auszugleichen. Wie jede Macht ist aber auch die Macht der Medien für die christliche Botschaft von der Macht der Ohnmacht und der Erlösung der Machtlosen erst einmal schlicht eine Gefahr.²⁶

Differenzierte Religionskritik setzt demgegenüber auf die Botschaft eines Gottes, der Menschen nicht in Abhängigkeit, Selbstzentrierung und Banalität bringt, sondern in Freiheit, Gemeinschaft und Intensität des Lebens. Dies alles kann man natürlich glaubhaft nur verkündigen, wenn es in den eigenen Sozialräumen, also in der Kirche, auch wirklich erlebt wird.

Bleibt noch ein Drittes: die neue Bildlichkeit der Neuen Medien. Und auch hier möchte ich eine Empfehlung geben: *Nicht auf religiöse Remythologisierung setzen, sondern auf jene Balance von Wort, Bild, Gemeinschaft und konkreter Tat, auf die das Christentum und speziell die katholische Kirche immer gesetzt hat.*

Ohne Zweifel: Unsere Gesellschaft ist religionsfreundlicher geworden und das sicher nicht zuletzt auf Grund der Ablösung einer logozentrischen Schriftkultur durch eine bilder- als mythenfreundliche Medienkultur. Aber diese Kultur teilt, was alle Bilder teilen und was in den diversen Bilderstreiten der

jüdisch-christlichen Tradition ja auch immer wieder strittig wurde: Sie teilt die Ambivalenz der Bilder. Diese Ambivalenz besteht vor allem darin, jene Ambivalenz gerade verstecken zu können. Anders gesagt: Bilder haben die suggestive Kraft, ihren Symbolcharakter verschleiern zu können, sie nehmen sich für die Wirklichkeit und sie stehen plötzlich für Wirklichkeit, mag man noch so sehr um ihren Konstruktionscharakter wissen.

Bilder propagieren eine Eindeutigkeit, die sie nicht besitzen, und im Unterschied zum prinzipiell nie abgeschlossenen und daher immer anschlussfähigen Diskurs des Wortes können Bilder geschlossene Welten konstruieren. Die christliche Tradition hat daher immer ein System wechselseitiger Relativierung zwischen Bild, Schrift, kirchlichem Sozialraum und konkreter Tat aufgebaut. Wir sollten es auch in mythologieträchtigen Zeiten beibehalten.

Anders gesagt: Kritische Vernunft und gläubige Schau, christliche Tat der Liebe und kirchliche Gemeinschaft haben immer und nur zusammen und in wechselseitiger Kritik christliche Existenz bestimmt. Darin steckt nicht nur eine tiefe anthropologische Weisheit, sondern zuletzt auch das, was die Fachsprache „*theologia negativa*“ nennt: das Wissen nämlich, dass nichts, weder Worte, noch Bilder, noch Gemeinschaftserfahrungen, noch die gute Tat an das herankommen, was Gott ist. Und dass daher für uns bestenfalls im Rahmen dieses kirchlichen Erfahrungs- und Handlungsvierecks ahnbar wird, was es mit diesem Gott als Geheimnis unserer Existenz auf sich hat.

Gerade die katholische Tradition des Christentums steht für diese Balance von Wort, Bild, Gemeinschaft und konkreter Tat. Sie steht für ein religiöses Leben, das Denken, Schau, Tat und Erfahrung von Gemeinschaft integriert und daher weder in einer Vernunftreligion, noch in mythologischer Schwärmerei, noch in Tugendterror oder Gemeinschaftsgefühlen aufgeht. Im Christentum stehen weder die Bilder, noch die Worte, noch die Gemeinschaft, noch die gute Tat für den letzten Horizont. Sie

zusammen eröffnen den Raum, in dem die Bedeutung des Evangeliums für uns vielleicht erfahrbar wird. Das ist ja zuletzt der Grund, warum es die Kirche gibt.

Anmerkungen:

- ¹ Gekürzter und mit Fußnoten versehener Vortrag auf dem „Tag der pastoralen Dienste“ der Diözese Aachen am 17.9.2001. Der Vortragsstil wurde beibehalten. Der Titel ist eine Referenz an Herman Schell, dessen 1898 erschienene kleine Schrift gleichen Namens tapfer (und auf lange Zeit vergeblich) versuchte, sich der drohenden Exkulturation der katholischen Kirche entgegenzustemmen. Zu Schell siehe: K. Hausberger, Herman Schell (1850–1906). Ein Theologenschicksal im Bannkreis der Modernismuskontroverse, Regensburg 1999.
- ² Vgl. dazu R. Bucher: Pluralität als epochale Herausforderung, in: H. Haslinger, G. Stoltenberg, L. Karrer u.a. (Hg.), *Praktische Theologie. Ein Handbuch*, Bd. I. Mainz 1999, 91–101.
- ³ Vgl.: A. Giddens: *Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert*. Frankfurt/M. 2001; U. Beck: *Was ist Globalisierung?*. Frankfurt/M. 1999.
- ⁴ Vgl.: U. Beck/E. Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M. 1990; R. Ammicht Quinn: *Andere Leben – Neue Unsicherheiten. Theologische Ethik in neuen Gegenden*, in: R. Bucher, *Theologie in den Kontrasten der Zukunft*. Graz 2001, 69–93; H. Krüger/C. Born: *Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung – Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund*, in: M. Kohli/M. Szydlík (Hg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen 2000, 203–221; I. Lukakis/R. Sommer/Ch. Wolf (Hg.): *Religion und Geschlechterverhältnis*, Opladen 2000.
- ⁵ Zu McLuhan siehe (werk-)biographisch: Ph. Marchand: *Marshall McLuhan. Botschafter der Medien*. Stuttgart 1999, sowie als leicht zugängliche Textauswahl: M. Baltes u.a. (Hg.): *Medien verstehen. Der McLuhan Reader*. Mannheim 1997.
- ⁶ N. Luhmann: *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, in: L. Engel u.a. (Hg.), *Kursbuch Medienkultur*, 3. Aufl. Stuttgart 2000, 55–66, hier: 56.
- ⁷ N. Luhmann, *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, 58.
- ⁸ Siehe zum Folgenden: J. Hörisch: *Der Sinn und die Sinne. Eine Geschichte der Medien*. Frankfurt/M. 2001 (Lit.); H. Hiebel u.a.: *Die Medien. Logik, Leistung, Geschichte*. München 1998.
- ⁹ Aristoteles: *Politik*, 1,2, 1253a, zitiert nach: Hörisch, *Der Sinn und die Sinne*, 28.

- ¹⁰ Historisch-kritische Exegese unterläuft im Übrigen diese Wahrheitsprätention des Geschriebenen, weil sie unterhalb seiner einheitlichen Oberfläche mit einiger Virtuosität und Plausibilität ein Spiel von Differenzen inszeniert. Wo die reine Lektüre des Endtextes Einheit wähen muss, entdeckt sie viele Stimmen an vielen Orten zu vielen Gelegenheiten und noch mehr (und immer unsicherer festzustellenden) Zeiten. Der neuerdings beliebte „canonical approach“ will dies partiell zurücknehmen – und bleibt doch „approach“: also ein Projekt des Zugangs, keines des Geschriebenen.
- ¹¹ Vgl. Hörisch, *Der Sinn und die Sinne*, 383.
- ¹² „Die neue Medienwirklichkeit“, so Norbert Bolz, einer ihrer bekanntesten Propheten, „läßt sich nicht im Sinne bürgerlicher Öffentlichkeit als Forum oder politischer Schauplatz begreifen“. An die Stelle der „linearen Vernunft der Buchkultur“ trete „heute ein Denken in Konfigurationen“ (N. Bolz: *Kann sich die Informationsgesellschaft eine Ethik leisten?*, in: *Universitas* 5 [1993], 422).
- ¹³ Vgl. H. Wolf (Hg.): *Inquisition, Index, Zensur. Wissenskulturen der Neuzeit im Widerstreit*. Paderborn u. a. 2001; H. Schwedt: *Der römische Index der verbotenen Bücher*, in: *Historisches Jahrbuch* 107 (1987), 296–314.
- ¹⁴ Vgl. zu dieser Entwicklung: M. N. Ebertz: *Erosion der Gnadenanstalt. Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche*. Frankfurt/M. 1998; K. Gabriel: *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne*. Freiburg/Br.–Basel-Wien 1992.
- ¹⁵ Vgl. dazu: J. Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt 1962; H.-J. Große Kracht: *Kirche in ziviler Gesellschaft. Studien zur Konfliktgeschichte von katholischer Kirche und demokratischer Öffentlichkeit*. Paderborn u. a. 1997.
- ¹⁶ Diese territoriale Ordnung des Religiösen hielt in Zentraleuropa immerhin vom Westfälischen Frieden 1648 bis 1945, also 300 Jahre.
- ¹⁷ Die Mediengeschichte kann als Versuch gelesen werden, technologisch, also von Menschen und für Menschen nachvollziehbar zu erreichen, was Religionen immer schon be- und versprechen: die Überwindung aller (räumlichen, zeitlichen) Distanzen. Siehe auch: R. Esterbauer: *Gott im Cyberspace? Zu religiösen Aspekten neuer Medien*, in: A. Kolb (Hg.), *Cyberethik*. Stuttgart 1998, 115–134.
- ¹⁸ Vgl. dazu: P. M. Zulehner/I. Hager/R. Polak: *Keht die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970–2000*. Ostfildern 2001; M. Hochschildt: *Religion in Bewegung*. Würzburg 2001; H.-J. Höhn: *Gegen-Mythen. Religionsproduktive Tendenzen der Gegenwart*. Freiburg/Br.–Basel-Wien, 1994; siehe auch: Ders.: *Zerstreuungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt*. Düsseldorf 1998; A. Du-
- bach/R. J. Campiche (Hg.): *Jede(r) ein Sonderfall?*, *Religion in der Schweiz*. Zürich/Basel 1993.
- ¹⁹ Vgl.: G. Thomas: *Medien – Ritual – Religion. Zur religiösen Funktion des Fernsehens*. Frankfurt/M. 1998; Ders. (Hg.): *Religiöse Funktionen des Fernsehens?*. Wiesbaden 2000 (Diskussionsband).
- ²⁰ N. Bolz: *Am Ende der Gutenberg-Galaxie. Die neuen Kommunikationsverhältnisse*. München 1993, 7.
- ²¹ Zum Stand der Diskussion in der protestantischen Praktischen Theologie vgl: R. Preul/R. Schmidt-Rost (Hg.): *Kirche und Medien*. Gütersloh 2000. Für den katholischen Bereich siehe: R. Jacobi (Hg.): *Medien – Markt – Moral*. Freiburg/Br. 2001; M. Wörther/M. Höhns (Hg.): *Chancen und Risiken der Mediengesellschaft*. München 2000; J. P. Foley: *Gott im globalen Dorf*. Augsburg 2000; Ch. Wessely/G. Larcher (Hg.): *Ritus – Kult – Virtualität*. Regensburg/Graz/Wien 2000; R. Zihlmann (Hg.): *Kirche – Kultur – Kommunikation*. Zürich 1998; M. Wörther: *Vom Reichtum der Medien. Theologische Überlegungen, praktische Folgerungen*. Würzburg 1993; O. Fuchs: *Kirche, Kabel, Kapital. Standpunkte einer christlichen Medienpolitik*. Münster 1989.
- ²² Dies festgehalten zu haben ist die epochale Leistung der Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“. Sie stellt klar, dass sich die Kirche um ihr pastorales Handeln herum konstituiert, nicht umgekehrt das pastorale Handeln um die Kirche herum. Vgl. dazu: E. Klinger: *Der Glaube des Konzils. Ein dogmatischer Fortschritt*, in: Ders./K. Wittstadt (Hg.), *Glaube im Prozeß. Christsein nach dem II. Vatikanum*. Freiburg/Br.–Basel-Wien 1984, 615–626; Ders.: *Kirche – die Praxis des Volkes Gottes*, in: G. Fuchs/A. Lienkamp (Hg.), *Visionen des Konzils*. Münster 1997, 73–83.
- ²³ Vgl. dazu: R. Bucher (Hg.): *Theologie in den Kontrasten der Zukunft. Perspektiven des theologischen Diskurses*. Graz 2001.
- ²⁴ Vgl. R. Otto: *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen*. München 1979.
- ²⁵ Einen instruktiven Überblick über die medien-theoretische Position wie aktuelle „Felder neuer medienethischer Fragestellungen“ gibt: K. Wieglerling: *Medienethik*. Stuttgart-Weimar 1998.
- ²⁶ Siehe dazu: H.-J. Sander: *Macht in der Ohnmacht. Eine Theologie der Menschenrechte*. Freiburg/Br.–Basel-Wien, 1999.

Demaskierung menschlicher Gewalt

Zum ersten Teil des Hirtenwortes „Gerechter Friede“ vom September 2000

1. Gewalt prägt die menschliche Geschichte

Vergleicht man die beiden Hirtenworte der deutschen katholischen Bischöfe zum Frieden vom April 1983 [Gerechtigkeit schafft Frieden (GsF)] und vom September 2000 [Gerechter Friede (GF)] miteinander, so gibt bereits ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis zu erkennen, dass der biblische Teil im Hirtenwort vom 27. September 2000 etwas umfangreicher ausgefallen ist. Ein zweiter, aber immer noch mehr oberflächlicher Blick wird beim Lesen der Randglossen des biblischen Teils feststellen können, dass diesmal zudem auch mehr die destruktiven Seiten im Leben der Menschen die Folie des Argumentationsstranges abgeben. Notizen wie „Drang zur Gewalt“ (Nr. 13), „Recht dämmt Gewalt“ (Nr. 22), „Allgegenwart der Gewalt“ (Nr. 27), „Denunzierung der Gewalt“ (Nr. 31), sowie „Opfer und Sieger“ (Nr. 35) veranschaulichen dies. Anders gewendet, die eine Aussage des Psalmisten über den Menschen: „Du hast ihn nur ein wenig geringer gemacht als Gott“ (Ps 8,6a, EÜ)¹ behält zwar ihre Gültigkeit, bedarf aber auf diesem Hintergrund um so mehr der Erläuterung.

Nüchtern steht am Beginn des biblischen Teils die Feststellung: „Gewalttat prägt die menschliche Geschichte“ (GF 13). Gewalt unterschiedlicher Art ist allgegenwärtig. Offenbar ist kein Bereich der menschlichen

Gesellschaft von ihr ausgenommen. Mehr noch, diese menschliche Gewalttätigkeit „frisst sich in die Struktur unserer Welt hinein und verändert sie“ (GF 13). Franz Kamp-haus zitiert auf diesem Hintergrund in der Diskussion mit dem Hirtenwort „Gerechter Friede“ die Stelle aus Georg Büchners Drama „Dantons Tod“², in der Danton von Gewissensbissen geplagt ausruft: „Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet?“³. Die Antwort, die Danton selbst auf seine Frage gibt: „Puppen sind wir, von unbekanntem Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst!“, dient lediglich der Selbstberuhigung und lässt daher die Frage unbeantwortet. Die Frage also bleibt: Warum drängt es den Menschen zur Gewalt?⁴

2. Die noachitische Perspektive

Die Antwort auf diese Frage wird zwar letztlich asymptotisch bleiben, aber dennoch bieten sich zu ihrer Beantwortung unterschiedliche Zugänge an. Einen theologischen Zugang dazu legt das Hirtenwort „Gerechter Friede“ vor. Die theologische Perspektive hat die Doppelgestalt der Ursünde im Blick (vgl. GF 14). Einerseits besteht sie im Misstrauen Gott gegenüber (Hat Gott wirklich gesagt...?, Gen 3,1b), und andererseits ist es der Brudermord (Gen 4,8). Als eine Folge der Erbsünde sind diese beiden Vergehen bis zum heutigen Tage nicht verschwunden. Aber es gibt noch einen Aspekt, der eine unerwartete Wendung bringt. Nachdem Kain seine Schuld eingestanden hat (Gen 4,13), versieht JHWH den Kain mit einem Signum, welches ihn vor Rache seitens der Menschen schützen soll (Gen 4,15). Dennoch ist das Kainsmal ambivalent. Kain ist ein Gezeichneter und ein Geschützter zugleich. Das Hirtenwort bringt dies so zum Ausdruck, dass nichts in der menschlichen Geschichte in Unschuld auf uns zukommt (vgl. GF 15). So sehr diese apodiktisch klingende Redeweise auch erschrecken mag, aber Rechtsinstitutionen, die ein erträgliches Miteinander ermöglichen helfen, sind auch Spiegelbilder menschlichen Versagens.

Anhand des biblischen Erzählablaufs der ersten Kapitel des Buches Genesis spürt das Hirtenwort diesen Entwicklungen nach. Auch die in diesem Erzählablauf beschriebene vorstaatliche Rechtsinstitution der Blutrache, die präventive und somit schützende Funktion besitzt und Gewalt sowie Rache zu bändigen helfen will, ist ein Resultat menschlicher Schuld, und zwar die des Brudermordes. Aber erst in diesem Raum einer durch Recht gebändigten Gewalt entsteht Kultur (vgl. Gen 4,17.21.22). Dies ist vielleicht das Paradoxe: Auch die Kultur kommt nicht in Unschuld auf uns zu, aber sie ermöglicht, dass wir „kulturvoll“ miteinander leben.

Dennoch kann diesem Element der Gewaltbändigung auch ein Moment innewohnen, welches zu einer Steigerung des Gewaltgebrauchs provoziert, anstelle ihn zu bändigen. Deshalb ist es folgerichtig, wenn sich auch die „bändigende Drohung mit Gegengewalt vergrößert“ (GF 15), wofür das sogenannte Prahlhied des Lamech Zeugnis gibt: „Wenn Kain siebenfach gerächt wird, dann Lamech siebenundsiebzigfach“ (Gen 4,24).

Dass diese Entwicklung, das sich ständig gegenseitig antreibende Ansteigen von Gewalt und Androhen von Gegengewalt, in einer Katastrophe enden kann, illustriert im weiteren innerbiblischen Erzählablauf die Sintfluterzählung (Gen 6-9), worauf das Hirtenwort Bezug nimmt (vgl. GF 17). In ihr heißt es: „Die Erde war in Gottes Augen verdorben, sie war voller Gewalttat“. Damit es auch nicht den geringsten Zweifel gibt, wird vom biblischen Erzähler erklärend hinzugefügt, dass durch die Menschen (wörtlich: alles Fleisch / *kol basar*, Gen 6,12) „die Erde voller Gewalttat“ ist und dass daher Gott „sie zugleich mit der Erde verderben“ will (Gen 6,11.13). Auf diesem Hintergrund betont das Hirtenwort, dass der Hang zur Gewalt eben nicht nur das menschliche Zusammenleben in Frage stellt, sondern auch die Schöpfung als ganze gefährdet (vgl. GF 18).

Aber trotzdem weiß auch diese biblische Erzählung um einen Neuanfang Gottes mit den Menschen, denn Noach findet Gnade in

den Augen JHWHs. Die Begründung erschließt sich aus dem unmittelbaren Kontext. Noach wird als ein gerechter Mann (*iš zaddiq*, Gen 6,9) beschrieben. Der erste *zaddiq*, den uns die Bibel vorstellt. Ziel ist es, dass nach der Flut die „Geschichte Gottes mit den Menschen zukünftig einen anderen Verlauf nehmen kann“ (GF 20). Dieser Neuanfang startet aber offenbar gleich zu Beginn mit einem nüchternen Realismus. Dieser besteht darin, dass die zweite, nachsintflutliche Weltordnung von vornherein mit Gewalt rechnet⁵, wenngleich auch mit begrenzter. Denn im Unterschied zur ersten Weltordnung (vgl. Gen 1,29 f) wird der Neigung des Menschen zur Gewalt insofern Rechnung getragen, als er nunmehr im Hinblick auf seine Nahrungsaufnahme auch Tiere töten, d.h. Blut vergießen darf (vgl. Gen 9,3). Nur Menschenblut darf nach wie vor nicht vergossen werden. Wer es dennoch unternimmt, dessen Blut wird nun selbst vergossen werden. Begründet wird dies alles damit, dass Gott den Menschen als Abbild Gottes bzw., wie es die Septuaginta sagt, als Ikone Gottes⁶ schuf (Gen 9,6b). Die von Gott angedrohte und legitimierte Gewalt zielt darauf, Gewalttaten Menschen, aber auch Tieren gegenüber (vgl. Gen 9,5) zu verhindern, zumal es außerdem, nimmt man die Elohimhaftigkeit des Menschen ernst, auch einer Gewalttat gegen Gott selbst gleichkäme. Da nun geklärt ist, dass eine rechtlich geordnete Gewalt dazu dient, menschliche Gewalttaten mit Sanktionen zu belegen bzw. diese durch das Androhen von Gegengewalt bereits im Ansatz zu verhindern, kann Gott nun davon absehen, seine Schöpfung erneut mit einer Flut verderben zu lassen. Deshalb geht Gott auch eine entsprechende eidliche Selbstverpflichtung (vgl. Gen 9,8-17) Noach und letztlich allen Menschen gegenüber ein (vgl. GF 21). Daraus lassen sich zwei Forderungen ableiten. Die erste besteht nach jüdischer Tradition in der „Verpflichtung, ein geordnetes Rechtswesen einzurichten“ (GF 21). Die zweite ist darin zu sehen, dass „(d)as Gebot der Gewalteinämmung durch das Recht“ gleichzeitig universal gilt (GF 22). Dass Recht Gewalt eindämmen hilft, lässt

sich daran ablesen, dass zum einen diese eidliche Selbstverpflichtung (Gen 9,9.11.15, aber auch Gen 6,18) dem damals entwickelten Standart im internationalen Rechtssystem entsprach und dass zum anderen dieser „Rechtstyp“ zugleich impliziert, dass es letztlich keine uneingeschränkte Handlungsfreiheit von Staaten gibt (vgl. GF 22).

3. Die Erwählungsperspektive

Eine zweite grundlegende Perspektive, parallel zur noachitischen Rechtsordnung, aber auf einer anderen Ebene, besteht in der Berufung einzelner und/oder von Gruppen, die der Menschheit angesichts ihrer gewaltdurchwirkten Geschichte neue Wege erschließen. Diese Wege sind deshalb unverzichtbar und im wahrsten Sinne des Wortes notwendig, da nicht vergessen werden darf, dass unter der mit Hilfe des noachitischen Rechtssystems notdürftig befriedeten Oberfläche gärender Unfriede besteht. Diese Erwählungen, wofür Abraham und Gottes Volk, Israel, allzeit gültig stehen (vgl. GF 23 – 26), haben zwar partikularen Charakter, aber sie sind universal angelegt und haben Dienstcharakter für alle. Durch Abr(ah)am⁷ sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen (Gen 12,3); und vom Zion, von Jerusalem her wird JHWH richten zwischen vielen Völkern und Recht sprechen für mächtige Nationen bis in die Ferne (Mi 4,3). Daran ist zudem die Verheißung geknüpft, dass die(se) Völker und Nationen dann ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden werden und ihre Lanzen zu Winzermessern. Dann ist der Krieg vorbei (vgl. Mi 4,3b). Diese Aussage veranschaulicht: „Gottes universaler Friedenswille für die ganze Menschheit geht also über die Verwandlung seines Volkes“ (GF 25).

Dieser Wandlungsprozess verläuft nicht neutral, sondern es gehört zu ihm, dass das Volk Gottes ihn auf eine unendlich lange und leidvolle Weise an sich selbst erfährt. Aber erst so bekommt es einen tieferen Blick, ein sensibles Gespür für die „Allgegenwart der Gewalt in unserer Welt“ (GF 27).

Diese Allgegenwart der Gewalt enthüllt sich dem Volk Gottes, da es diese Gewalt an sich selbst erfährt, aber sie auch anderen zufügt (vgl. GF 28). Das ist im eigentlichen Sinne des Wortes alltägliche Apokalypse, Offenbarung (vgl. GF 29). Diese Erfahrungen und Offenbarungen spiegeln sich dann auch in den Schriften des Volkes Gottes wider. Daher enthalten vielleicht die Bücher Israels auch soviel Blut. Dies ist uns Heutigen deshalb auf eine bestimmte Weise so unvertraut, weil sich offenbar im Gegensatz dazu unsere Gesellschaftssysteme darin üben, zu verdecken, zu verbergen, dass „sie an der Gewalt haften“ (GF 27). Der Vorwurf, der gerade immer wieder dem Alten Testament gegenüber erhoben wird, ganz gleich ob er in seiner Gänze wirklich so berechtigt ist oder nicht, ist gemeinhin der, dass in ihm soviel Gewalt und Blutvergießen vorkomme. Aber vielleicht richtet sich dieser Vorwurf im Grunde auch gegen den Menschen, gegen jeden von uns selbst. Denn wenn es stimmt, dass in der Bibel alle Themen menschlichen Zusammenlebens aufgegriffen sowie dargestellt werden und dass somit in ihr nur festgestellt wird, was tatsächlich geschieht, dann ist die häufige und drastische Darstellung von Gewalt und vom Blutvergießen der Menschen untereinander in der Bibel nur ein Spiegelbild des Menschen, unser Spiegelbild. Vielleicht erschrecken wir eben davor (vgl. GF 29).

4. Die prophetische Perspektive

Die Propheten stellen einen weiteren Schritt auf dem Wege der Denunzierung der Gewalt dar. Ein besonders wichtiger Aspekt ist dabei vor allem auch mit Blick auf das Amosbuch, dass die Propheten den Zusammenhang aufdecken, „der zwischen dem Einbruch der Gewalt und dem Fehlen von Recht und Gerechtigkeit besteht“ (vgl. GF 32)⁸. Dies lässt sich positiv auf die Formel bringen: „Wer den Frieden will, muss Gerechtigkeit wollen“ (GF 32)⁹. Aus dieser prophetischen Perspektive heraus, die aber nicht exklusiv prophetisch ist, wird formu-

liert: „Und es wird das Werk¹⁰ der Gerechtigkeit Friede sein“ (Jes 32,17a). Dieser Satz ist so zuerst dem Volk Israel gesagt, aber über Israel ist er allen gesagt (opus iustitiae pax).

Jedoch sind und bleiben die Propheten selbst nicht ungefährdet. Denn die biblische Überlieferung hält fest, dass diejenigen, welche die gesellschaftlichen Gewaltmechanismen erkennen und sie deutlich benennen, sie somit auch anderen offenbaren, die Erregung der Gewalttäter auf sich ziehen und mitunter „als Sündenböcke für den Frieden des Ganzen geopfert“ werden (GF 37).

5. Die Opfer – Perspektive

Eine wichtige, entscheidende Station auf dem Weg der Verwandlung der Einstellung Israels zur Gewalt bildet die Erfahrung des babylonischen Exils. Nach Aussage des Hirtenwortes reift hier die oft nur schwer vermittelbare Einsicht, dass „es besser ist, Opfer zu sein als gewalttätiger Sieger“ (GF 35). Jedes Wort gilt es hier zu wägen, um einer sich reflexhaft einstellenden Abwehrhaltung entgegenzuwirken. Der Komparativ „besser“ sagt nicht, dass es gut oder gar am besten ist, Opfer zu sein. Wie es die grammatikalische Form des Komparativs schon zum Ausdruck bringt, wird hier eine Aussage im Vergleich vorgenommen. Sie ist demzufolge nicht absolut zu verstehen. Die Vergleichsgröße zu Opfer ist die des Siegers. Damit ist jedoch nicht schon ein Sieger schlechthin gemeint, zumal das herkömmliche Antonym zu „Sieger“ im Kontext des sportlichen Wettkampfes „Verlierer“ ist, sondern der Sieger wird näherhin als ein gewalttätiger bestimmt. Der gewalttätige Sieger verstößt gegen Recht und Gerechtigkeit und dreht somit zudem an der unheilvollen Spirale von Gewalt, die wiederum Gegengewalt evozieren kann. Von dieser Einsicht her ist der Vergleich „Opfer – gewalttätiger Sieger“ zu verstehen. Er bedeutet keine sublimale Rechtfertigung von sich durchsetzender Gewalttätigkeit, vielleicht sogar noch philosophisch, revolutionär verbrämt: „Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie

nur nach Jahrhunderten zählen; hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen“, dies lässt Georg Büchner seinen Saint-Just in Dantons Tod sprechen.¹¹

Aber zur Opfer-Perspektive tritt nicht selten, wie bereits angedeutet, der sogenannte Sündenbockmechanismus hinzu. Das Perfide an ihm ist obendrein, dass nicht selten das Opfer selbst auch noch eine solche Projektion akzeptiert. Aber auch hier durchbricht die Bibel an einigen Stellen solche Mechanismen und demaskiert sie. Dies lässt sich besonders anschaulich anhand einiger Psalmen buchstabieren (vgl. Ps 118). Von dieser Seite wird zudem hinsichtlich des Opfer-Sieger-Vergleichs die Erfahrung eingetragen, dass „Gott auf der Seite der Opfer steht, nicht auf der Seite der gewalttätigen Sieger“ (GF 36), entgegen so mancher bedrängender Wahrnehmung.

Einen Wendepunkt stellt das sogenannte vierte Gottesknechtslied bei Jes 52,13 – 53,12 dar. Zwar haben sich auch gegen den Gottesknecht, in welchem sich der Messias andeutet sowie „das Volk Israel seine höchste Verkörperung“ gewinnt (GF 38), andere dem dritten Gottesknechtslied zufolge zusammengerotet (vgl. Jes 50,6), und er wird misshandelt (Jes 53,7), kommt schließlich zu Tode (Jes 53,8¹²). Aber er konnte deshalb der Gewalt standhalten, ohne in irgendeiner Weise zurückzuschlagen, weil er sich in Gott geborgen wusste (vgl. Jes 50,7.⁹¹³). Und das wirklich Entscheidende dabei ist: Gott nimmt ihn an. Der geschlagene, getötete Gottesknecht erblickt das Licht¹⁴ (Jes 53,11).

6. Die Oster – Perspektive

Das Neue Testament gibt vielfältig Zeugnis vom Osterglauben. In der Perspektive dieses Glaubens wird Jesus auch als die Erfüllung des vierten Gottesknechtsliedes gesehen. „Der nichts als Frieden stiften wollte, wird Opfer mitmenschlicher Gewalt“ (GF 41). Von daher darf auch nicht überlesen werden, was wenige Zeilen vor dem sogenannten vierten Gottesknechtslied steht: „Wie willkommen sind auf den Bergen die

Schritte des Freudenboten, der Frieden ankündigt“ (Jes 52, 7). Damit ist insgesamt ausgesagt, dass „in Israel jetzt durch das Leiden des einzigen wahren Gerechten jene friedliche Gesellschaft Gestalt gewinnen könne, die die Wallfahrt der Völker zum Zion auslösen soll“ (GF 43). Diese Völkerwallfahrt zum Zion bedeutet dann in dieser Perspektive gleichzeitig das Ende der Kriege.

7. Synopse der innerbiblischen Perspektiven

Ein zentraler und ein zugleich scheinbar schwieriger Passus liegt im Hirtenwort „Gerechter Friede“ mit Nr. 44 vor. Die Bedeutung von Nr. 44 besteht darin, dass sie einerseits einen zentralen hermeneutischen Verstehensschlüssel für das Hirtenwort insgesamt darstellt (Solidarität / Menschenwürde) und andererseits eine Klammer zum zweiten Teil von „Gerechter Friede“ bildet (vgl. besonders GF 57 – 69).

7.1 Gewaltbewehrte Friedensordnung

Nüchtern wird festgestellt, dass es im internationalen Verkehr nur ein System der Friedenssicherung gibt, das im Bändigen der Gewalt durch Androhung von Gegengewalt besteht (vgl. GF 51. 52. 54. 56. 162). Dieses Friedenssicherungssystem, im Hirtenwort auch noachitisches System genannt (vgl. GF 52), gerät aufgrund jenes Mechanismus immer wieder in seine eigene Krise. Angesprochen wird dieses System im Hirten schreiben auch mit Verweis auf die Szene, in welcher Jesus im Garten Getsemani schuldlos verhaftet wird und einer seiner Jünger sofort das Schwert zieht. Nach dem Matthäusevangelium reagiert darauf Jesus mit den Worten: „Stecke dein Schwert wieder an seinen Ort; denn alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen“ (Mt 26,52). Mit einer Augenblicksanweisung wird ein grundsätzliches Denk- und Handlungssystem gekennzeichnet. Dies ist die Bestandsaufnahme.

7.2 Systemimmanentes ethisch gebotenes Handeln

Bedeutet dies nun, dass jedwedes Handeln unter physischer Gewaltanwendung versagt ist, auch wenn es um Hilfeleistung für Dritte geht, die zu Unrecht in Not geraten sind? Dieses drängenden Problems ist sich das Hirtenwort bewusst und räumt ein, dass es innerhalb des Kreislaufes der Gewalt „ethisch geboten ist, einem zu Unrecht Angegriffenen solidarisch zur Hilfe zu eilen“ (GF 44). Dies ist eine Ist-Aussage. Die Forderung Jesu zur Gewaltlosigkeit kann durchaus mit dem zweiten Teil des Doppelgebotes der Liebe, und zwar mit der Nächstenliebe (Mt 22,39) kollidieren. Deshalb lässt sich ein absolut ausnahmsloser Verzicht auf Gewaltanwendung innerhalb des noachitischen Systems nicht durchsetzen. Das Friedenshirtenwort von 1983 „Gerechtigkeit schafft Frieden“ konnte daher auch sagen, „Wo ein solcher Verzicht auf Kosten des Wohles anderer, zumal Dritter, geht, kann er sogar gegen die Absicht Jesu sein: In seinem Namen haben Christen um der Nächstenliebe willen zugunsten von Armen, Schutzbedürftigen und Entrechteten deren Unterdrückern wirksam entgegenzutreten“ (GsF S. 18f). Freilich darf in dieser Aussage das Modalhilfsverb „kann“ nicht überlesen werden. Daher lässt sich wiederum daraus ebenso keine ausnahmslose Forderung ableiten, was auch gegen die Absicht Jesu sein kann.

7.3 Uneingeschränkte Solidarität

Nicht auf der noachitischen Systemebene liegt die Möglichkeit, Dritten beizustehen, ohne selbst Gewalt anzuwenden. Da sich diese Möglichkeit *nicht* auf der noachitischen Systemebene bewegt, stellt sie auch keinen Widerspruch zu ihr auf gleicher Ebene dar. Vielmehr ist sie explikativ zur Forderung Jesu, nicht zum Schwerte zu greifen, zu verstehen. Denn aus dem Kontext der Gefangennahme Jesu und seiner grundsätzlichen Weisung, nicht zum Schwerte zu greifen, lässt sich die Schlussfolgerung ziehen,

dass „die Bereitschaft, Gewalt lieber zu erdulden als auszuüben, nicht grundsätzlich als Ausdruck mangelnder Solidarität mit zu Unrecht Angegriffenen zu verstehen ist“ (GF 44). An dieser Stelle geht das Hirtenwort „Gerechter Friede“ über das Friedenshirtenwort von 1983 hinaus.

Dies darf insgesamt nun nicht als Wirklichkeitsfern missverstanden oder gar belächelt werden. Ganz im Gegenteil. Das Hirtenwort „Gerechter Friede“ verschließt nicht vor der Tatsache die Augen, dass es im Verlauf der menschlichen Geschichte immer wieder Situationen gab und gibt, in denen wirksame Hilfe nicht (mehr) möglich war und ist. Die Alternative dazu kann in der Perspektive der Nächstenliebe nicht darin bestehen, die Opfer einfachhin ihrem Schicksal zu überlassen. Auf dieser Folie ist die Aussage zu verstehen: *„Vielmehr kann wahre Solidarität gerade in der Bereitschaft bestehen, das Schicksal des anderen dort, wo man ihm nicht mehr wirksam helfen kann, wenigstens zu teilen“* (GF 44). Noch verständlicher wird vielleicht dieser Satz, wenn man das Wort „Solidarität“ synonym im Sinne von Nächstenliebe versteht. Auch bei dieser Aussage des Hirtenwortes gilt es, jedes Wort genau zu beachten. Dies trifft zuerst wieder auf das Modalhilfsverb „kann“ zu. Wahre Solidarität *kann, muss* aber nicht in jedem Fall darin bestehen. Denn hiermit wird auf eine Haltung rekurriert, die nicht gesetzlich einklagbar ist. Des weiteren ist auf die Wendung „nicht mehr wirksam“ in Verbindung mit „helfen“ hinzuweisen. Das bedeutet, wenn wirksame Hilfe nicht mehr geleistet werden kann, dann ist dennoch Nächstenliebe, Solidarität, noch nicht an ihre Grenze gestoßen. Denn es gibt immer noch die Möglichkeit, an die Seite des Opfers zu treten, mit ihm sein Schicksal zu teilen. Von den Betroffenen, d.h. aus der Opferperspektive, wird diese Ausdruckshandlung (Rudolf Ginters) sehr wohl als wirksame Solidarität verstanden. Das Adverb „wenigstens“ deutet zudem zweierlei an. Einerseits verdeutlicht es, dass es sich nicht um eine von vornherein erstrebenswerte oder fraglos wünschenswerte Entscheidung

handelt. Denn diesem Ausdruck haftet auch ein resignativer Zug an, der für den Gebrauch jenes Adverbs nicht ganz untypisch ist. Aber andererseits bringt es auch zum Ausdruck, dass selbst in solchen Situationen immer noch ein wesentlich ethischer Standard eingehalten werden kann, der sich in der Nächstenliebe äußert. Denn die Zielperspektive des Hirtenwortes „Gerechter Friede“, worin sich auch das christliche Proprium festmachen lässt, ist: *„Zugleich trägt dieses Ethos dazu bei, die Logik der Gewalt nicht nur einzudämmen, sondern sie in einer entscheidenden Situation zu überwinden“* (GF 44).

Anmerkungen:

- ¹ Andere Übersetzungsmöglichkeiten: „Und du hast ihm ein Weniges mangeln lassen, dass er nicht Elohim sei“; „Und du machtest ihn wenig geringer als himmlische Wesen“. Der Ausdruck Elohim ist im Ps 8 in der Septuaginta mit ἄγγελοι wiedergegeben.
- ² Franz Kamphaus: „Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet?“. Christliche Gewaltanschauung“, F.A.Z. 02.10.2000. 11. Bezüglich des Zitats s. Georg Bücher: Dantons Tod. Zweiter Akt, Szene „Ein Zimmer“ (Georg Bücher: Werke und Briefe. Gesamtausgabe. Frankfurt / Main ¹²1974.)
- ³ Ist es Zufall, dass in dieser Zusammenstellung jener Kapitalvergehen die Kurzprohibitive der sog. zweiten Dekalogtafel (Ex 20,13-16 / Dtn 5,17-20) in Frageform aufgegriffen sind?
- ⁴ In Fußnote 3 erläutert GF das Wort „Gewalt“ genauer, um eventuellen Missverständnissen vorzubeugen. Mit Gewalt werden in GF „überwiegend Formen physischer oder psychischer Gewaltanwendung bezeichnet (engl.: violence, forces). Ausdrücklich wird aber auch gesagt, dass sich die Gewaltkritik von GF nicht auf „Gewaltenteilung“, Befehlsgewalt u.Ä. bezieht oder wo das Thema Gewalt im Sinne von Kompetenz, Berechtigung o.Ä. vorkommt.
- ⁵ Resignative Züge trägt durchaus auch, wenn man es so nennen darf, das Eingeständnis JHWHs, dass seinerseits weitere Verfluchungen des Menschen letztlich nichts bewirken, „denn das Sinnen des Menschenherzens ist böse von seiner Jugend an“, Gen 8, 21.
- ⁶ ἐν εἰκόني θεοῦ.
- ⁷ Vgl. Gen 17, 5.
- ⁸ Vgl. Gunther Fleischer: Von Menschenverkäufern, Baschankühen und Rechtsverkehren. Die Sozialkritik des Amosbuches in historisch-kriti-

scher, sozialgeschichtlicher und archäologischer Perspektive (BBB 74). Frankfurt / Main 1989.

⁹ Vgl. Jes 9,6; 60,17, Ps 72, 3,7; 85,11 aber auch Jak 3, 18.

¹⁰ In der Septuaginta wird anstelle des hebräischen Singulars *ma'asah*, Werk / Tat, der Plural τὰ ἔργα, die Werke/die Taten, verwendet. Dieser Plural vermag die mehrfache, wiederholte, ständige Anstrengung zu unterstreichen helfen, die nötig ist, damit aus den Werken der Gerechtigkeit wirklich Friede werde.

¹¹ Auf diese Stelle macht Franz Kamphaus in jenem Artikel (s. Anm. 2) aufmerksam. Georg Bücher: Dantons Tod. Zweiter Akt, Szene „Der Nationalkonvent“ (Georg Büchner: Werke und Briefe. Gesamtausgabe. Frankfurt / Main ¹²1974.).

¹² Textkritisch ist diese Stelle im hebräischen Text der BHS nicht unproblematisch. Der Ausdruck „zu Tode“ kommt in ihm nicht vor. Dieser wird hingegen durch die Septuaginta bezeugt (εἰς θάνατον). Dass der Gottesknecht aber zu Tode gekommen ist, lässt sich unschwer aus dem unmittelbar darauf folgenden Vers 9 entnehmen: „Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab“ (EÜ).

¹³ Refrainartig heißt es „Adonaj JHWH wird mir helfen“.

¹⁴ Auch diese Textstelle ist im hebräischen Text der BHS mit einem textkritischen Problem behaftet. Das Objekt zu sehen, „Licht“, fehlt im masoretischen Text, ist aber im entsprechenden Qumran-Text (*or*) und in der LXX (φῶς) belegt.

Volker Hohengarten

Ehrenamtliches und freiwilliges Engagement durch Bildungsangebote fördern

1. Einleitung

Ehrenamtliches und freiwilliges Engagement¹ zu fördern, ist ein gesamtgesellschaftlicher Konsens. Dies wurde nicht zuletzt im Internationalen Jahr der Freiwilligen 2001 und in dem im Juni 2002 vorgelegten Bericht der Bundestags-Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“² deutlich.

Aus der Sicht der katholischen Kirche geht es nicht nur um die Förderung des ehrenamtlichen Engagements in kirchlichen Zusammenhängen, sondern um die Förderung der freiwilligen Tätigkeit in Kirche und Gesellschaft. So heißt es z.B. in einer gemeinsamen Verlautbarung der nordrhein-westfälischen Bischöfe aus dem Jahr 1995: „Kirche und Gesellschaft leben vom ehrenamtlichen Engagement. Freiwillig, unentgeltlich und eigenverantwortlich übernehmen Frauen und Männer wichtige Aufgaben im öffentlichen und kirchlichen Bereich. Sie leisten mit ihrem Engagement in Vereinen und Verbänden, in Selbstverwaltungsgremien und Parteien, in sozialen Diensten und Einrichtungen einen entscheidenden und unverzichtbaren Beitrag zur Gestaltung unseres Gemeinwesens.“³

Vor diesem Hintergrund verfolgt der Artikel die Frage, welchen Beitrag Bildungsangebote zur Förderung des ehrenamtlichen Engagements in Kirche und Gesellschaft leisten

können. Zunächst wird auf die grundsätzliche Bedeutung von Qualifizierungsangeboten für Freiwillige eingegangen und ein kurzer Blick auf empirische Ergebnisse zum Weiterbildungsverhalten von Freiwilligen geworfen. Darauf wird das Konzept des Bildungswerks der Erzdiözese Köln zur Förderung freiwilligen und ehrenamtlichen Engagements durch Bildungsangebote vorgestellt und mit Einblicken in die Veranstaltungspraxis illustriert, um abschließend die Chancen und Herausforderungen für die Gemeinden zu skizzieren.

2. Freiwilligentätigkeit braucht Qualifizierung

Die Fachdiskussion zur Bedeutung von Weiterbildung für ehrenamtliches und freiwilliges Engagement lässt sich in der These „Freiwilientätigkeit braucht Qualifizierung“ zusammenfassen.⁴ Drei Aspekte spielen hierbei eine Rolle.

Der erste Gesichtspunkt betrifft die Qualifizierung für die ehrenamtlich ausgeübte Tätigkeit. Es ist sicherlich so, dass nicht für jedes einzelne Engagement eine Qualifizierung notwendig ist. Die Engagierten bringen sich ja mit ihren bereits vorhandenen Kompetenzen und Kenntnissen in das Engagement ein. Zugleich können aber gesellschaftliche Veränderungen neue Anforderungen an eine Tätigkeit herantragen. In einem solchen Fall trägt ein entsprechendes Weiterbildungsangebot zur Bewältigung der neuen Anforderung bei. Vor allem aber gibt es bestimmte Engagementfelder mit einem besonders hohen Grad an Verantwortung (wie z. B. die Kinder- und Jugendarbeit, die Hospizarbeit und die Telefonseelsorge), in denen Qualifizierung unabdingbar notwendig ist.⁵ Für diese Felder gilt die Notwendigkeit von Aus- und Weiterbildung als selbstverständlich.

Der zweite Aspekt ist die Betrachtung der Motive für ein freiwilliges Engagement und der damit verbundenen Erwartungen. Im Zuge eines umfassenden gesellschaftlichen Wertewandels haben sich auch diese Motive

und Erwartungen gewandelt bzw. wandeln sich noch. Altruistische Begründungen einer Dienst- und Pflichterfüllung treten in den Hintergrund. Stattdessen engagieren sich Menschen zunehmend freiwillig zur Bereicherung der eigenen Lebenserfahrung, zur Erweiterung der individuellen Handlungsfähigkeiten und Kompetenzen sowie aus dem Wunsch zur Mitgestaltung des persönlichen Lebensumfeldes. Aus- und Weiterbildungsangebote dienen also nicht nur zur Qualifizierung für eine ehrenamtlich ausgeübte Tätigkeit, sondern knüpfen auch an das Bedürfnis der Engagierten nach Selbstentfaltung, Persönlichkeitsentwicklung und Mitgestaltung an.⁶

Von daher erweisen sich Angebote zur Aus- und Fortbildung von Freiwilligen noch in einer dritten Hinsicht als bedeutsam. Sie dienen nämlich auch der Anerkennung für die ehrenamtlich geleistete Tätigkeit. Die Bundestags-Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ betrachtet in diesem Sinne Qualifizierung als zentralen Baustein einer umfassenden Anerkennungskultur.⁷

Wenn man die drei erläuterten Aspekte, Qualifizierung zur Bewältigung der Anforderungen einer Tätigkeit, zur Bekräftigung der Motive und zur Anerkennung des Engagements, zusammen betrachtet, erweist sich die These „Freiwilientätigkeit braucht Qualifizierung“ als zutreffend.

3. Das Weiterbildungsverhalten von Ehrenamtlichen und Freiwilligen

Der Freiwilligensurvey von 1999 hat auch das Weiterbildungsverhalten von Ehrenamtlichen und Freiwilligen untersucht. Danach gibt es insgesamt eine hohe Weiterbildungsbereitschaft und eine beträchtliche Teilnahme an Qualifizierungsangeboten. Von den Engagierten, denen ein Qualifizierungsangebot für ihr Tätigkeitsfeld bekannt ist, nehmen etwa zwei Drittel ein solches auch wahr.⁸

4. Das Konzept des Bildungswerks der Erzdiözese Köln zur Förderung freiwilligen und ehrenamtlichen Engagements durch Bildungsangebote

Das Bildungswerk der Erzdiözese Köln (im Folgenden kurz „Bildungswerk“) führt in einem bedeutenden Umfang in seinen Einrichtungen in den Kreisen und Städten Veranstaltungen zur Qualifizierung von Ehrenamtlichen und Freiwilligen durch – und zwar im Wesentlichen auf deren Nachfrage. Um dieses bestehende Angebot systematisch weiter zu entwickeln und auszubauen, hat das Bildungswerk ein „Konzept zur Förderung freiwilligen und ehrenamtlichen Engagements in Kirche und Gesellschaft durch Bildungsangebote“ erarbeitet. Es soll nun in seinen Grundzügen vorgestellt und mit Praxisbeispielen illustriert werden.

Das Bildungswerk möchte zwar im Einklang mit der kirchlichen Position ehrenamtliches und freiwilliges Engagement in Kirche und Gesellschaft stützen und fördern. Von seinem *Selbstverständnis* her richtet sich sein Angebot jedoch nicht an institutionellen Interessen aus, sondern an der Bildungsnachfrage von potenziell und aktuell Engagierten. Das Bildungswerk versteht sich als Bildungseinrichtung, nicht als Rekrutierungsagentur.

Das Bildungsangebot hat vier *Zielgruppen* im Blick. Es richtet sich an

- Menschen, die sich hinsichtlich eines für sie möglichen ehrenamtlichen oder freiwilligen Engagements orientieren wollen,
- an Menschen, die sich für ihr Engagement fortbilden wollen,
- an Hauptamtliche in Organisationen und Einrichtungen, die mit Ehrenamtlichen oder Freiwilligen zusammenarbeiten und sich dafür fortbilden wollen, und
- an alle, die sich auf einer metatheoretischen Ebene für das ehrenamtliche und freiwillige Engagement in Kirche, Gesellschaft und Politik interessieren.

Das *inhaltliche Spektrum* des Qualifizierungsangebots umfasst fünf Bereiche.

Orientierungsveranstaltungen für potenziell Engagierte: Solche Veranstaltungen wollen Menschen entweder über ein bestimmtes Tätigkeitsfeld informieren, so dass diese sich für oder gegen ein Engagement in diesem Bereich entscheiden können, oder wollen ihnen in großer Breite Möglichkeiten des Engagements aufzeigen, so dass sie entscheiden können, welches zu ihnen passt.

Beispiele hierfür sind zum einen die Informationskurse zur Hospizarbeit und zum anderen der „Grundkurs Ehrenamt und freiwilliges Engagement“ (zur allgemeinen Orientierung).

Fortbildungsveranstaltungen zu den sogenannten Schlüsselqualifikationen für ehrenamtliches und freiwilliges Engagement: Hierbei geht es um die Förderung jener Kompetenzen, die tätigkeitsfeldübergreifend von Bedeutung im freiwilligen Engagement sind.

Beispiele hierfür sind Kurse zu Gruppen- und Gremienarbeit, Kommunikation, Gesprächsführung, Rhetorik, Konfliktbearbeitung, Präsentationstechniken, Projektmanagement sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

Tätigkeitsfeldbezogene Fortbildungsangebote: Tätigkeitsfeldbezogene Qualifizierungskurse bieten Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten für das jeweilige Feld des Engagements. Diese Angebote umfassen auch Veranstaltungen der quasi „kollegialen“ Beratung und Supervision.

Zu rund vierzig Engagementfeldern gibt es zurzeit Qualifizierungsangebote, von denen hier nur einige Beispiele genannt werden können: Qualifizierungsangebote für die Hospiz- und Trauerarbeit, für die Telefonseelsorge, für die Glaubensweitergabe, für Lektorinnen und Lektoren, für Kommunionhelferinnen und -helfer, für Pfarrbrief-Teams, für die Büchereiarbeit, für Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte, für das soziale Ehrenamt, für die Seniorenarbeit, für die Eine-Welt- und die Friedensarbeit und für die Frauenarbeit.

Fortbildungsangebote für hauptamtliche Kooperationspartnerinnen und -partner von Ehrenamtlichen und Freiwilligen: Diese Angebote zielen zum einen auf die Förde-

rung der Kooperationsfähigkeit von Hauptamtlichen mit Ehrenamtlichen und Freiwilligen. Zum anderen thematisieren sie die Bedingungen in Einrichtungen oder Organisationen, die förderlich sind für ehrenamtliches und freiwilliges Engagement.

Ein Beispiel hierfür ist die Veranstaltung „Ehrenamtliche gewinnen, fördern, motivieren“ für pastorale Dienste.

Metatheoretische Veranstaltungen: Die metatheoretischen Veranstaltungen haben ihrerseits ehrenamtliches und freiwilliges Engagement in Kirche und Gesellschaft zum Thema.

Ein Beispiel hierfür ist eine Podiumsdiskussion über die Ergebnisse der Enquete-Kommission „Zukunft bürgerschaftlichen Engagements“.

Auch wenn in diesem inhaltlichen Spektrum der quantitative Schwerpunkt bei den Kursen zu den Schlüsselqualifikationen und den tätigkeitsfeldbezogenen Aus- und Fortbildungen liegt, so weisen alle fünf Bereiche doch einen inneren Zusammenhang auf: Die Orientierungsveranstaltungen eröffnen einen Zugang in ein Engagement; die Kursangebote zu den Schlüsselqualifikationen und die tätigkeitsfeldbezogenen Aus- und Fortbildungen qualifizieren und motivieren für das Engagement; die Fortbildungsangebote für Hauptamtliche zielen auf günstige Rahmenbedingungen für ehrenamtliches Engagement in Bereichen, in denen auch Hauptamtliche tätig sind (was im kirchlichen Bereich häufig der Fall ist); und die metatheoretischen Veranstaltungen tragen zu einem ausdrücklichen Bewusstsein über die Funktion und die Bedeutung ehrenamtlichen und freiwilligen Engagements bei.

Das erwachsenenpädagogische *didaktische* Prinzip der Teilnehmerorientierung heißt in Bezug auf Veranstaltungen der Ehrenamtlichenqualifizierung zweierlei. Zum einen bedeutet es, dass das Bildungswerk seine örtlichen, regionalen und überregionalen Kooperationsstrukturen nutzt, um die oben genannten Adressatengruppen (soweit dies im Einzelfall möglich ist) bei der Planung des Fortbildungsangebots mit einzubeziehen, zum anderen, dass bei den Veran-

staltungen selbst das Aufgreifen von Erfahrungen aus dem jeweiligen Tätigkeitsfeld didaktisch unverzichtbar ist.

Veranstaltungen der Ehrenamtlichenfortbildung sollen in der Regel möglichst *ortsnah* stattfinden. Von dieser Regel ist dann abzuweichen, wenn von den Teilnehmenden selbst eine Klausurveranstaltung in einem entfernteren Tagungshaus gewünscht wurde oder wenn sich erst aus einem größeren Einzugsbereich eine entsprechend große Teilnehmegruppe für eine Fortbildungsveranstaltung konstituieren dürfte.

In der *Öffentlichkeitsarbeit* wird die Bedeutung und Breite des Programmangebotes im Bereich der Qualifizierung von Ehrenamtlichen und Freiwilligen durch eine eigene Rubrik „Qualifizierung von Ehrenamtlichen“ in den Programmheften der regionalen Bildungswerke zum Ausdruck gebracht.

Die Öffentlichkeitsarbeit wird flankiert durch das von der Hauptabteilung Bildung und Medien im Generalvikariat des Erzbistums Köln herausgegebene Programmheft „Ehrenamtlichen-Fortbildung“, in dem die Angebote zur Ehrenamtlichenqualifizierung in allen katholischen Erwachsenenbildungseinrichtungen im Bistum sowie weiterer Anbieter, zurzeit vor allem des Diözesanrats der Katholiken im Erzbistum Köln, zusammen gefasst werden.⁹

5. Chancen und Herausforderungen für die Gemeinden

Welche Chancen und Herausforderungen ergeben sich aus dem Gesagten für die Gemeinden?

Es ist vor allem die Herausforderung, die Chancen zu nutzen, die sich aus Qualifizierungsangeboten für die Förderung der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gemeinden ergeben.

Die pastoralen Dienste könnten ihren eigenen Fortbildungsbedarf hinsichtlich der Zusammenarbeit mit den Freiwilligen überprüfen. Sie sollten die Ehrenamtlichen auf relevante Qualifizierungsangebote hinwei-

sen und mit ihnen überlegen, wo ein Fortbildungswunsch besteht. Eine solche Unterstützung ist umso glaubwürdiger, je selbstverständlicher die Fortbildungen aus dem Haushalt der Gemeinde finanziert werden.

Die Ehrenamtlichen sollten die aus ihrer Sicht notwendigen Fortbildungsangebote für sich als Einzelne oder als Gruppe wahrnehmen bzw. auf deren Planung drängen.

Beide, Haupt- und Ehrenamtliche in den Gemeinden, sollten die Chance ergreifen, mit einer katholischen Bildungseinrichtung bei der Planung, Organisation und Durchführung eines passgenauen Qualifizierungsangebots zu kooperieren.

Ein gutes Aus- und Fortbildungsangebot ist nicht das alleinige und entscheidende Kriterium für die Förderung ehrenamtlichen Engagements in den Gemeinden.¹⁰ Aber es ist doch ein notwendiges Kriterium. Ohne ein gutes Qualifizierungsangebot wird die Freiwilligentätigkeit in den Gemeinden künftig nicht entscheidend gefördert werden können.

Anmerkungen:

¹ An dieser Stelle wird auf eine Begriffsdefinition und -differenzierung von „ehrenamtliches Engagement“ und „freiwilliges Engagement“ verzichtet. Hier werden die in der Diskussion und bei der Selbstbezeichnung verwendeten Begrifflichkeiten benutzt.

² Vgl. Bürgerschaftliches Engagement: Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Bericht der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ (BT-Drucksache 14/8900 vom 3. Juni 2002); zitiert nach der Veröffentlichung im Internet unter <http://dip.bundestag.de/btd/14/089/1408900.pdf> (im folgenden zitiert als Bericht der Enquete-Kommission).

³ Verlautbarung der nordrhein-westfälischen Bischöfe zur Anerkennung und Förderung des Ehrenamts (verabschiedet auf der Sitzung der nordrhein-westfälischen Generalvikare am 8. November 1995), zitiert nach: Amtsblatt des Erzbistums Köln 138 (1998), 301.

⁴ Vgl. E. Baldas u.a.: Ergebnisse und Konsequenzen des 4. Treffens der Europäischen Freiwilligenuniversität, in: Ders. / H. Schwalb / W. Tzscheetzsch (Hg.): Freiwilligentätigkeit gestaltet Europa. Kooperation in Theorie und Praxis. Freiburg i. Br. 2001, 441, 445; J. Burmeister,

Qualifizierung für Ehrenamt und Freiwilligkeit (= Beiträge zum Ehrenamt 3, hg. von der Robert-Bosch-Stiftung). Stuttgart 2000, 9.

⁵ Vgl. Bericht der Enquete-Kommission, 136; E. Baldas u.a.: 441, 445.

⁶ Vgl. Bericht der Enquete-Kommission, 50-52, 134.

⁷ AaO., 9.

⁸ Vgl. B. von Rosenblatt: Freiwilliges Engagement in Deutschland – Freiwilligensurvey 1999 – Ergebnisse der Repräsentativerhebung zur Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Bd. 1 (= Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 194.1). Stuttgart, Berlin, Köln 2000, 102-104.

⁹ Das Programmheft erscheint halbjährlich, es steht im Internet unter der Adresse www.ehrenamtlichen-fortbildung.de als pdf-Datei zur Verfügung.

¹⁰ Vgl. hierzu knapp: J. Herberg: Neue Lust am Bürgersinn, in: Pastoralblatt 53 (2001), 211 f; G. Alter: Freiwilligenarbeit und Gemeindeentwicklung, in: Pastoralblatt 54 (2002), 85-88; und ausführlich Bericht der Enquete-Kommission.

Heinrich Heming

„Der Ort müsste beben!“

Der Pfarrgemeinderat als geistliche Aufgabe¹

Aus welchen geistlichen Wurzeln leben und handeln wir?

Keine Frage ist wichtiger als diese. Keine Frage kommt aber im Alltagsgeschäft so oft und so schnell zu kurz wie diese.

Landauf, landab bei Besuchen in Pfarrgemeinden oder Dekanatskonferenzen, in Gesprächen und Planungsdiskussionen hat man gelegentlich den Eindruck, alles sei ja heute viel schwieriger, als früher. An Jammern und Klagen mangelt es jedenfalls am allerwenigsten. Ich will ja auch gar nicht bestreiten, dass es genug Entwicklungen gibt, die einen mit Sorge erfüllen können. Nur ändern wir mit Klagen nichts, und Sorgenfalten allein machen die Lage keinen Deut besser.

Schönreden bringt es nicht. Wie also gehen wir damit um?

Wir sprechen viel, manchmal zu viel vom Verdunsten des Glaubens oder von der Säkularisierung aller Lebensbereiche, verhandeln damit aber offenbar wohl kein wirklich neues Thema. Was gegenüber früheren Generationen unsere Klage heute allerdings kennzeichnet, ist – wenn mein Eindruck richtig ist – dass sich unsere Kirche der tragenden Kraft ihrer über zwei Jahrtausende erworbenen Kultur nicht mehr so sicher ist, wie sie es wohl bislang und in der Vergangenheit war.

Anders gesagt: Die Skepsis breiter Bevölkerungsschichten gegenüber kirchlicher Präsenz in ihrem Leben hat sich nicht entscheidend verändert, wohl aber unsere eigene

Bereitschaft, mit Einbruchs- und Verlust Erfahrungen zu leben; und wohl auch unser Selbstbewusstsein, dass es uns an Antworten auf Lebensfragen nicht mangelt.

Die hochaktuelle, für unsere gesamte Pastoral brennende Frage heißt nach meiner Überzeugung:

Haben wir unser Vertrauen verloren, dass Gott es ist, der wachsen lässt?

Oder anders formuliert: Sind wir uns eigentlich des unermesslichen Reichtums der *Quelle* bewusst, aus der wir schöpfen dürfen?

Wenn wir allerdings über Umbrüche in Kirche und Welt reden und nach Antworten darauf suchen, ist mir ganz wichtig zu betonen, dass es dabei nicht unbedingt auf das Wohlbefinden der Kirche ankommt, sondern darauf, dass die Menschen der Nähe und Liebe Gottes „inne“ werden und zu sich selbst und zu ihren Mitmenschen finden, also menschlicher werden. Wir haben nicht den Auftrag, die Menschen für die Kirche zu gewinnen, sondern für Gott. Es geht um die Liebe Gottes zu den Menschen. Die Kirche ist allenfalls ein „Vehikel“, wenngleich sicher das authentischste, das wir haben! Etwas freundlicher mit den Worten des II. Vatikanums formuliert:

Die Kirche ist *„Zeichen und Werkzeug Gottes für die Einheit und Gemeinschaft der Menschen mit Gott und untereinander“*. Daran wird sich die Kirche in allen ihren Gliedern immer wieder selbst zu messen haben. Das ist ihre Sendung und zugleich ihre Kraft.

Es gibt zweifellos erkennbar und allenthalben derzeit gewaltige gesellschaftliche Umbrüche. Aber ich empfinde diese Umbrüche durchaus nicht von vornherein als Bedrohung, sondern zunächst und zuerst als Herausforderung, und insofern als großartige und im Grunde auch einzige Chance, von unserem Gott zu erzählen.

Die Welt- und Menschheitsgeschichte lehrt uns, dass Quellen oftmals gar nicht an den gewohnten oder vorhergesehen Orten aufbrechen. Und ebenso erweisen sich oft gerade die „Bruchstellen“ unserer eigenen Biographie als „Einbruchsstelle Gottes“ in

unser Leben. Das gilt für den Einzelnen. Das gilt auch für eine Gemeinschaft; ganz sicher für die Gemeinschaft unserer Kirche.

Darum möchte ich mich auch hier und jetzt, wo es um die Suche nach unseren „geistlichen Quellen“ geht, zunächst einmal gar nicht so sehr in der Kirche umschaun, sondern in der Welt, in der wir leben, also an den unvermuteten Orten, um zu sehen, was da so vor sich geht und wo etwas „aufbricht“ oder zu Tage tritt.

Erster Einstieg: Werbung

Die Werbung ist für mich zum Beispiel ein ganz interessantes Medium, das sich ja genau an diesen Nahtstellen menschlicher Lebensfragen, menschlicher Sehnsüchte plaziert. Die Werbung hält uns oft einen Spiegel vor und lockt uns natürlich, die angepriesenen Produkte zu kaufen, aber oft genug spiegelt sie uns auch nur unsere eigenen unbefriedigten Bedürfnisse und Sehnsüchte, die nicht nur materieller, sondern genauso stark seelischer Natur sein können. Wir spüren, was wir gerne hätten, was uns fehlt oder was unser Leben noch schöner machen könnte.

Da ist oft die Rede von Nähe oder Sicherheit, von Geborgenheit, Glück oder Liebe oder ähnlichen Grundbedürfnissen.

Da stoße ich auf die aktuelle Werbung einer überregionalen Tageszeitung, die im Grunde eigentlich eine Ursehnsucht des Menschen anspricht. Sie kennen sie inzwischen vermutlich alle.

Da heißt es: *„Entdecker gesucht...!“* und in der Unterzeile: *„Was braucht ein Land, das fast alles hat?“* um dann auf diese Frage zu antworten: *„NRW SZ“*.

Es geht um den neuen NRW-Regionalteil der Süddeutschen Zeitung.

Warum bin ich daran hängen geblieben?

Weil auch ich – wie vermutlich die meisten Menschen – gerne etwas Neues entdecke, und weil ich – als erfahrener Kirchenmann – die Unterzeile unbewusst sofort umformuliert habe:

„Was braucht eine Kirche, die fast

alles hat?“

Bleiben wir doch mal bei dieser Frage. Was brauchen *wir Kirche*, die wir fast alles haben?

Brauchen wir (noch) was?

Was brauchen wir?

Haben wir (schon) alles?

Was haben wir alles?

Fehlt uns wirklich nichts?

Was fehlt uns denn?

Spüren wir den Stachel?

Manchmal erlebe ich Kirche wie gutsaturierte Menschen, die ihren Kindern sagen: *„Uns braucht ihr nichts mehr zu schenken, wir haben doch alles!“*

Doch ist das alles? Fehlt da nicht was?

Zweiter Einstieg: Petrus und Johannes

Ich möchte noch einen zweiten Einstieg ins Thema versuchen und lese dazu zwei Abschnitte aus der Hl. Schrift: Apg 3,1-10 und 4,1-22.

Die Priester, der Tempelhauptmann und die Sadduzäer sind aufgebracht, weil die Apostel Petrus und Johannes freimütig das Volk lehren und in Jesus die Auferstehung von den Toten verkünden. Sie haben keine Scheu, für die Quelle ihres Lebens auf dem Marktplatz Werbung zu machen. Auch wird berichtet, dass sie einen Menschen, der von Geburt an gelähmt war, aufgerichtet haben. Der Gelähmte erwartet von den beiden eigentlich nur ein bisschen Geld, also das, was die Vorbegehenden ihm immer schon zustecken, und bekommt als Antwort:

„Silber und Gold besitzen wir nicht, doch was wir haben, geben wir dir!“

Und was haben sie? --- Die Kraft des Auf-erstandenen, die lebendig macht.

Und tatsächlich geschieht das Unglaubliche: Der Gelähmte springt auf, kann gehen und umherlaufen.

„Ein Wunder!“, sagen die Leute, und sind „von Schauer erfüllt“, so übersetzt Fridolin Stier diese Stelle.

Das kann ja nicht gut gehen!

Petrus und Johannes werden festgenommen und bis zum nächsten Morgen in Haft gehalten.

Am nächsten Morgen nun versammelt sich die komplette Garde priesterlicher Macht um die beiden und stellt sie zur Rede. Sie wollen wissen, mit welcher Kraft und in wessen Namen die beiden diese „wunderbaren“ Zeichen wirken.

Da sagt Petrus zu ihnen, „erfüllt vom Heiligen Geist“(!):

„Wenn wir heute wegen einer guten Tat an einem kranken Menschen darüber vernommen werden, durch wen er geheilt worden ist, so sollt ihr alle und das ganze Volk Israel wissen: im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, den ihr gekreuzigt habt und den Gott von den Toten auferweckt hat. Durch ihn steht dieser Mann gesund vor euch! [...] Und in keinem anderen ist das Heil zu finden! Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen!“

Der Freimut des Petrus und des Johannes, die in der Apostelgeschichte in diesem Text als „ungelehrte und einfache Leute“² bezeichnet werden, beeindruckt die umstehenden Schriftgelehrten sowie den Hohenpriester und hinterlässt sie ratlos. Was sie in Wahrnehmung ihrer Autorität können – eigentlich nur eine andere Weise ihrer Unsicherheit – ist, den beiden bei Androhung von Strafe zu verbieten, je wieder in Jesu Namen zu irgendeinem Menschen zu sprechen. Sie spüren die geistliche Kraft, sozusagen die „Power“, die von diesen beiden ausgeht.

Petrus und Johannes sind darum auch nicht zu erschüttern: *„Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben.“*

Der Hohe Rat sieht keine Möglichkeit, sie zu bestrafen und lässt sie gehen.

Und jetzt wird es noch einmal interessant.

Nach ihrer Freilassung gehen die beiden „zu den Ihren“ (wie der Text sagt) und erzählen von dem, was sie erlebt haben. Die kleine Gemeinschaft von Freundinnen und Freunden ist natürlich tief bewegt von dem

Bericht und erhebt *„einmütig ihre Stimme zu Gott“*, um ihn zu loben und ihm für das Geschehene zu danken.

Und dann heißt es: *„Als sie gebetet hatten, bebte der Ort, an dem sie versammelt waren!“*

Dieser Satz hat mich nun tief beeindruckt.

Der Ort, an dem sie versammelt waren, bebte!

In der Bibel bebte es nicht oft, und wenn, dann hat es immer mit einer gewaltigen Gotteserfahrung zu tun, so zum Beispiel in der Gottesoffenbarung am Berg Sinai, wo Moses die zehn Gebote empfängt. Hier heißt es: *„Der Herr war auf den Sinai ... herabgestiegen ... und Moses war hinaufgestiegen ... und der ganze Berg bebte gewaltig.“* (Ex 19, 18-20).

Diese *„ungelehrten und einfachen Leute“* Petrus und Johannes bringen die Erde zum Beben!

Noch ein Wunder?

Für mich wäre es eher ein Wunder, wenn das den sogenannten „Professionellen“ gelänge!

Das Kleine und Unscheinbare hat Gott erwählt, nicht das Große und Mächtige. Gott ist „verliebt“ in die Schwachen, die Mächtigen „stürzt er vom Thron“!

Petrus und Johannes erzählen „freimütig“ von den Quellen ihrer Kraft und sorgen für „krasses“ Erstaunen, wie Jugendliche es heute vielleicht nennen würden, für einen „Schauder“, wie Fridolin Stier übersetzt.

Im Grunde ereignen sich hier zwei „Beben“: der Schauer der Menschen und das Beben des Ortes. Ich glaube, dass dem Schreiber der Apostelgeschichte wichtig war zu betonen, dass die Erfahrung Gottes das Innere und das Äußere gewaltig ergreifen kann.

Pfarrgemeinden als Gast-Stätten

Wie bringen wir nun diese beiden Geschichten zusammen – die Frage, was eine Kirche braucht, die fast alles hat, und die Erfahrung einer erdbebengleichen Gotteserfahrung?

Mitglieder eines Pfarrgemeinderates sind alle diesen Erfahrungen auf besondere Weise ausgesetzt. Sie tragen Verantwortung dafür, dass die Quellen des Glaubens und des gemeindlichen Lebens zugänglich bleiben, dass alle Zugang zu den Quellen haben und niemand verdurstet, dass der Brunnen rein bleibt, das Wasser klar, und dass genügend Schöpfgefäße vorhanden sind. Vielleicht müssen sie auch für diejenigen Wasser schöpfen, die es selber nicht mehr können.

Und – eher eine Frage – sie müssen vor allem dafür Sorge tragen, dass die Wünsche ihrer Gemeindemitglieder, so gut es geht, in Erfüllung gehen, oder?

Müssen sie? – Müssen sie wirklich?

Ich meine das nicht böse. Ich spüre ja selber in meinem Arbeitsfeld als Leiter eines Amtes, das für seelsorgliche Fragen professionell zuständig ist, wie schwer diese Frage zu beantworten ist. Aber ich glaube, dass uns die Antwort auf diese Frage zur Quelle unserer Arbeit in der Gemeinde werden kann.

Vielleicht hilft hier ein Bild, um zu verstehen, was ich meine.³

Stellen wir uns vor, unsere Gemeinden seien wie Gast-Stätten, in denen wir sozusagen die Pächter sind und in Gottes Namen die Gäste Anerkennung, Heilung, Vergabung und Solidarität erfahren lassen. Wir gewähren Gastfreundschaft mit ganzem Herzen.

Wir geben jedem Gast die Gelegenheit, wenigstens für einige Stunden vom Leben zu erzählen und sich mitzuteilen, sich der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes neu zu vergewissern und diese auch in Feiern zu begehen. Die Dauer der Begegnung ist nicht wichtig, auch nicht ob jemand bleibt oder wieder geht. Die Intensität der Erfahrung zählt.

Die Gefahr solcher Gaststätten ist allenfalls, dass sie zu „Clubhäusern“ werden, in denen sich nur noch Bekannte und Vertraute wohlfühlen; dass sich „Stammtische“ etablieren, die exklusiven Charakter haben.

Benedikt von Nursia wertet die Gastfreundschaft als eines der höchsten Güter für die Klostersgemeinschaft, denn in jedem

Gast, so sagt er, könne ihnen Christus begegnen!

Was ich bisher zu sagen versucht habe, erhebt nicht den Anspruch eines Pastoralkonzeptes. Ich wollte Ihnen auch kein fertiges Handlungsschema vorstellen. Was ich lediglich wollte, ist, ein wenig nachdenklich zu machen, zu ermutigen, selbst nach den Quellen, den geistlichen Quellen, zu bohren.

Gastfreundliche Tugenden

Dafür nun möchte ich abschließend noch versuchen, einige „Quellströme“, einige „gastfreundliche Tugenden“ zu benennen, von denen ich glaube, dass sie uns allen helfen können, in den gegenwärtig großen gesellschaftlichen und kirchlichen Herausforderungen zu bestehen.

Ich möchte diese „Tugenden“ – so nenne ich sie mal – keineswegs als unangreifbare Thesen verstanden wissen, sondern als meine ganz persönlichen Wünsche.

Ein erster Wunsch lautet:

...den Mut zur Gelassenheit finden

Überfordern wir uns nicht. Wir können nicht alles leisten, und wir brauchen es auch nicht. Denken wir immer wieder daran und erinnern wir uns auch gegenseitig daran: Wir leben in der Zeit der Aussaat, nicht der Ernte. Gott ist es, der wachsen lässt. Trauen wir ihm was zu! Erhoffen wir von uns mehr als von uns selbst – und auch mehr als von unserem Pfarrer!

Dann wünsche ich uns:

...den Mut zur Utopie, zum Traum, zur Vision

Wir Menschen leben andauernd mit einem „utopischen Überschuss“. Das ist gut so; sonst würden wir im Frust erstarren. Ich sprach vom Heiligen Geist. Er ist es, der uns an die Quelle der menschlichen Träume und Visionen heranführt. Darum: Geben wir ihnen Raum. Und vor allem, lassen wir uns unsere Träume von einem lebendigen PGR oder einer geschwisterlichen Kirche nicht

ausreden, durch nichts und von niemandem. Nur wer seinen Träumen traut, der ist auch stark für die Realität. Diese Träume heben oft lang verborgene Sehnsüchte ans Licht. Und *„Die Sehnsucht ist eine Stimme Gottes in mir, die er in meine Seele hineingewoben hat.“* So heißt es bei der jüdischen Dichterin Nelly Sachs. Ein wunderschönes und ermutigendes Wort!

Ich wünsche uns auch:

...den Mut haben zum Ursprung

Bei dem Theologen Wolfgang Beinert las ich: *„Die biblische Botschaft verlangt nicht die Bewahrung des Alten, sondern des Ursprungs. Dem Ursprung Zukunft geben – das ist kirchliche Aufgabe!“*⁴

Es ist herrlich zu wissen, dass all unsere Quellen in Gott entspringen. Gott ist unsere Initialzündung. Verschaffen Sie IHM Raum in Ihren Gesprächen. Es ist nicht genug, über Gott zu reden. Er selbst muss zu Wort kommen. Lassen Sie ihn als den Ursprung aller Erkenntnis zu sich sprechen!

Vielleicht kultivieren wir eine Zeit des Bibel-Lesens oder des Bibel-Teilens im Pfarrgemeinderat und ermutigen auch andere Gremien, es ähnlich zu tun. Die Bibel ist unsere Gründungsurkunde. Geben wir ihr Gewicht!

Ich wünsche uns:

...Mut zur Beziehung

Die Menschen haben möglicherweise viele Gelegenheiten, zu Kontakt und Begegnung zu finden. Anders und mehr noch als in all diesen Sozialformen haben unsere Gemeinden die Aufgabe, den Menschen einen Lebensrahmen zu bieten, in dem sie nicht nur räumliche Nähe erfahren, sondern Beziehungssperren überwinden und Beziehungen kultivieren können. Beginnen wir damit in unserem Pfarrgemeinderat. Die Pflege solcher menschlich-verlässlichen Beziehungen ist mindestens so wichtig wie alle noch so fruchtbaren Planungskonferenzen. Entwickeln wir im Pfarrgemeinderat eine Beziehungskultur, die einladend ist, und wir werden auf die Gemeinde ausstrahlen.

Vielleicht sollte ich auch noch wünschen:

...den Mut zum „Freimut“

Ich weiß, dass das keine leichte Tugend ist. Man ist ja zur Bescheidenheit und zur Zurückhaltung erzogen worden. Freimut hat aber auch nicht ansatzweise etwas zu tun mit den Dauerrednern, die zu allem was wissen und sich dabei noch für unfehlbar halten. Freimütig zu sein mit dem, was wir haben, d.h.: Teilen wir mit, teilen wir uns und sprengen wir auf diese Weise Zirkel gleich welcher Art. Reden wir öffentlich und stellen wir unser Licht nicht unter einen Scheffel. Stehen Sie zu dem, was wir sind und was uns bewegt, und lassen wir es wissen.

In der oben erwähnten Erzählung aus der Apostelgeschichte heißt es: *Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben!*

Quellen kann man eigentlich nicht abdeckeln, sie sprudeln weiter, und wenn sie sich einen neuen Weg suchen!

Ich wünsche uns gerade an dieser Stelle:

...Haben wir Mut zum Gebet

Ich meine hier nicht so sehr das persönliche Beten.

Aber kultivieren wir unbedingt auch in unseren Sitzungen eine kleine Gebetszeit. Nehmen wir uns Zeit dafür, auch oder vielleicht gerade bei noch so dicker Tagesordnung und entdecken wir das wohltuende Innehalten im Getriebe einer Sitzung.

„Wer innehält, (er)hält das Innere“, sagt Lao Tse, der um 579/490 vor Christus gelebt hat. Innehalten, um sein Inneres zu halten, um es zu erhalten, das ist lebenswichtig, wenn man sich nicht in der Außen-Welt verlieren will. Das Gebet ist die natürlichste Verbindung mit Gott, und die zu halten, war ja unser Anliegen. Wer betet, der glaubt. Und das Gebet muss nicht, sollte vielleicht gar nicht mal so sehr aus vorformulierten Texten bestehen, die leicht zu Floskeln werden können. Manchmal reicht es aus, dass man sich gemeinsam der Gegenwart Gottes vergewissert und sich *„im Schatten seiner Flügel geborgen“* weiß. Keine großen Worte, sondern vielmehr ein offenes Ohr! Und ganz

wichtig: Im Gebet gibt es kein Sprachverbot. Alles ist sagbar.

Vielleicht sollte ich uns auch dies noch wünschen:

...den Mut, Suchende zu bleiben ohne Angst vor Unsicherheit

Fast bin ich aus mancher Erfahrung geneigt zu sagen: Misstrauen wir vorschnellen Antworten und werden lieber Entdecker! Die Aufgabe des PGR besteht genau darin, aufzudecken und nicht zuzudecken.

„Die Suche ist gesprächiger als der Fund!“, lese ich bei Augustinus und spüre, dass die „Unruhe des Herzens“, von der derselbe Augustinus auch spricht, uns Menschen viel gemäßer ist als die Trägheit eines Gesättigten.

Und lassen Sie mich uns zum Schluss und vor allem anderen noch wünschen: *...den Mut zum Gespräch*

Wenn jemand jetzt einwendet, geredet werde doch wahrlich genug, dann kann ich da nur recht geben. Konferenzen, Debatten, Diskussionen ja; aber wirkliche Gespräche? Zum Phänomen der vielen Sitzungen hat mal jemand gesagt: „Es tagt und tagt und tagt – und es wird doch nicht hell!“

Die menschenwürdige Weise, in der Menschen mit ihresgleichen verkehren, ist aber das Gespräch. Suchen wir das Gespräch, denn nur im Gespräch kriegen wir klar, was wir brauchen. Erzählen wir von unseren Erfahrungen mit Gott und den Menschen.

Gespräch und Dialog sind natürlich Schlagworte unserer gegenwärtigen Pastoral und Katechese. Doch ist Dialog im Glauben kein „methodisches Handwerkszeug“, sondern die Grundstruktur unseres Glaubens selber. Unser Gott ist ein Gott, der in Beziehung lebt und sich in seinem Sohn „auspricht“.

Der von mir außerordentlich geschätzte Wiener Weihbischof Helmut Krätzel schreibt in seinem lesenswerten Buch „Neue Freude an der Kirche“: *„Dialog ist eine Notwendigkeit unserer Zeit, eine Lebensfunktion der Kirche. Dialog ist notwendig in einer Welt, in der Unterschiedliches wie Kultur, Religion*

*und eigene Interessen immer mehr aufeinander prallen. [...] Dialog ist Lebensprinzip.“*⁵

Und Rose Ausländer hat für diese Beziehungs- und Dialogstrukturen das schöne Bild gefunden:

„Wir wohnen / Wort an Wort / Sag mir / dein liebstes / meines heißt / DU“.

Und – wie gesagt – es heißt am Ende (nicht am Anfang!) des erwähnten Textes in der Apostelgeschichte: *„Als sie gebetet hatten, bebte der Ort, an dem sie versammelt waren, und alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt, und sie verkündeten freimütig das Wort Gottes.“* (Apg 4, 31)

Wenn es heute in der Kirche „bebt“, dann höchstens aufgrund kritischer Anfragen, aber nicht oder nur selten, weil Menschen furchtlos das Wunder der Auferstehung ins Spiel bringen.

In diesem „apostolischen“ Sinne kann ich uns allen eigentlich nur eines wünschen:

Lösen wir doch mal wieder ein Erdbeben aus! – Und der Geist Gottes ist uns sicher.

Anmerkungen:

- ¹ Leicht für die Veröffentlichung überarbeiteter Vortrag, der vor neu gewählten Pfarrgemeinderäten gehalten wurde.
- ² Fridolin Stier übersetzt: „Ungelehrte Menschen und Ungeschulte [...] solche, die mit Jesus gewesen waren.“ Das Mit-Jesus-gewesen-Sein reicht aus, um seine Macht weitergeben zu können.
- ³ Anregung von Karl-Heinz Schmitt: Gemeinden – Gaststätten Gottes. Seelsorge zwischen den Sakramenten.
- ⁴ Wolfgang Beinert: Das Christentum – Atem der Freiheit. Freiburg – Basel – Wien 2000. 301.
- ⁵ Helmut Krätzel: Neue Freude an der Kirche. Ein engagiertes Bekenntnis. Innsbruck/Wien 2001, 96.

Literaturdienst

Frank Reintgen / Klaus Vellguth: Menschen - Leben - Träume. Der Firmkurs. Herder, Freiburg i. Br. 2001.

1. Werkbuch für die BegleiterInnen der Jugendlichen. 192 S.; 20,50 EUR.
2. Texte, Lieder, Bilder für junge Menschen. 96 S.; 7,50 EUR.
3. Die (Music-) CD. 18,50 EUR.
4. www.der-firmkurs.de (Das Firmforum zum Kurs).

Die Zeit der schlichten Firmvorbereitungs-Mappen ist offensichtlich längst vorbei. So kommt auch „Der Firmkurs“ zeitgemäß als attraktiv aufgemachtes Multimedia-Paket daher. Doch eines nach dem anderen:

1. Am Beginn des Werkbuches werden grundsätzlichere konzeptionelle Überlegungen kurz angerissen und am Ende des Buches als *thematische Einführung* weiter verfolgt.

Die fünf Hauptteile des Kurses orientieren sich am apostolischen Glaubensbekenntnis und stehen unter den Überschriften Identität, Gott, Jesus Christus, Heiliger Geist und Kirche. In einem sechsten Teil (*Wegentscheidung*) geht es um die Frage „Lasse ich mich nun firmen oder nicht“ und den Firmgottesdienst. Zu jedem der fünf Themenschwerpunkte werden mehrere *Wegstrecken* bzw. Bausteine - insgesamt 45 - angeboten. Es werden damit vielfältige Anregungen gegeben, z.T. zu Themen, die in den Kursmaterialien anderer Autoren zu kurz kommen (z.B. *Heiliger Geist*). Eine standardisierte Kurzbeschreibung jeder *Wegstrecke* soll eine schnelle Orientierung über die Einsetzbarkeit des Elements in der Arbeit mit den Jugendlichen ermöglichen. Weniger hilfreich ist hier jedoch - vor allem auch für *neue* Begleiterinnen/Katechetinnen - der Verzicht auf eingeführte (religions-) pädagogische Begriffe: *Ziele* sind nur noch *Chancen*, anstatt von *Methoden* ist vom *Charakter der Einheit* die Rede und Anlässe und Themen sind offenbar dasselbe. Und: mal meint *Wegstrecke* den einzelnen Vorschlag zur Gruppenstundenplanung, dann wieder einen ganzen thematischen Hauptteil (184), der dann aber auch Kapitel heißen kann (7). Die Reflexion der Wegbegleiter über ihre eigenen Zugänge zu den Themenschwerpunkten wird zwar erwähnt (181), wird aber dort, wo es sein müsste - im Material zur Vorbereitung der Treffen (*Kurzorientierungen*) - nicht eigens angeregt.

Zwischen dem ausführlicheren *Wegweiser* (=thematischen Einführung, 177-189) und den *Wegstrecken* braucht es noch eine genauere Abstimmung: Gottesdienstvorschläge zu *jeder der*

fünf thematischen Wegstrecken werden in Aussicht gestellt (184) sind aber - bis auf den Ablaufplan des Firmgottesdienstes - in dem Buch nicht auffindbar. Jeder thematische Streckenabschnitt soll mit einer Einheit zum Bibelteilen enden (aaO.). De facto trifft man hier und da auf *Wegstrecken*, die Elemente des Bibelteilens aufnehmen. - Sicherlich ist es im Rahmen eines Firmkurses weder möglich noch wünschenswert, alle Facetten der Christologie auszuleuchten. Aber für die zweite Auflage wäre eventuell zu überlegen, ob neben dem vor allem metaphorischen Gebrauch der Begriffe *Auferweckung* oder *Auferstehung* im Jugendbuch, im Werkbuch nicht doch zumindest ein Hinweis darauf sinnvoll wäre, dass es hier um die zentrale Realität christlicher Existenz in Sinne von 1 Kor 15,17ff geht.

Die Aufgaben einer Konzept- oder Leitungsgruppe und die Rolle pastoraler Gremien bzw. Dienste, die den Kurs im Gesamt ihres Pastoral-konzeptes verorten sollten, werden allenfalls angedeutet.

Die Überlegungen zur begleitenden Arbeit mit Eltern von Firmanden fallen sehr knapp aus (188f). Sicherlich ist es richtig, dass viele Eltern Schwierigkeiten haben, Jugendliche auf dem Weg zu einem erwachsenen Christsein aktiv zu begleiten. Es sollten jedoch die Chancen nicht übersehen werden, die darin liegen, dass der Aspekt der Emanzipation und Absetzung Jugendlicher von ihren Eltern heute eine weniger wichtige Rolle spielt als noch vor 20 Jahren.

Quellenangaben - auch wenn das kopierte Element ursprünglich im gleichen Verlag erschienen ist - gehören auch bei katechetischen Materialien zum Standard (20-23; Vgl. U. Schnabel: Das hätt' ich nicht gedacht. Freiburg 1994, 91-95).

2. Das zugehörige Jugendbuch besteht aus einer gelungenen Mischung von Texten aus der zumeist jüngeren Pop- und Rockmusik, Gedichten, Aphorismen und Texten der Bibel. Das Ganze ist - orientiert an den o. g. Themenblöcken *Identität, Gott* usw. - locker zusammengestellt und lädt zum Schmökern, Stöbern und auch Festhalten eigener Gedanken ein (freie Seiten für Eintragungen). Anregungen zur (auch kritischen) Auseinandersetzung mit den Texten gibt es offenbar aber eher während der Firmgruppentreffen. Nicht immer ganz einleuchtend ist die Zuordnung der Musiktitel zum jeweiligen Themenschwerpunkt. Die Farbgebung: magenta-rosa wirkt aktuell und dürfte im Trend liegen. Wenn Jugendliche mit dem Buch umgehen, sind die 7,50 EUR gut investiert. Nur könnte das Format hindern, dass Buch *einfach so* in der Jackentasche mit dabei zu haben. Das Problem: *...und was haben die Jugendlichen während des Kurses in der Hand?* stellt sich jedoch bei (fast) jedem Firmmaterial-Paket.

3. Hilfreich für die konkrete Arbeit mit Katechetinnen und Jugendlichen – weil schnell im Zugriff – ist die CD mit der Zusammenstellung der sehr unterschiedlicher Rock- und Pop-Stücke. Ein so noch nicht überall in Pastoral und Katechese üblicher Zugang zu Transzendenzbezügen in Gegenwartskulturen und Lebenswelten Jugendlicher wird damit erleichtert. Doch Vorsicht: Pop-Musik fasst nicht die Lebenswelt aller Jugendlichen. Und je nach Jugendkultur und ästhetischen Präferenzen variieren Reaktionen zwischen Begeisterung und völligem Unverständnis, abgesehen von der Schwierigkeit relativ kurzer Halbwertzeiten einzelner Pop-Musiktitel.

4. Immer mal wieder einen Besuch wert ist die Internet-Seite unter www.der-firmkurs.de.

Entgegen der Suggestion, man sei „nicht angewiesen auf eine kluge Theorie“ (6) – alles sei also relativ einfach – braucht es gerade bei der Arbeit mit diesem Material-Paket ein Leitungsteam bzw. pastorale Dienste, die im Zusammenhang eines Gesamtkonzeptes Katechetinnen qualifizieren und begleiten. Für geübte Firmkatechetinnen bzw. im Rahmen der reflektierten Firmpastoral einer Gemeinde oder eines Seelsorgebereiches ist damit „Der Firmkurs“ aufs Ganze gesehen eine gute Baustein- und Materialsammlung.

J. Markus Schlüter

Landesstelle der Katholischen Landjugend Bayerns e.V. (Hg.): Jugendliche Liturgien. Liturgische Arbeitshilfen, Bd. V. München 2001. 80 S.; 4,50 EUR. Bezug: KLJB Landesstelle, Kriemhildenstr. 14, 80639 München.

Modelle und Anregungen für jugendgemäße Liturgien wecken beim Leser bzw. der Leserin stets Neugierde. Ob sich darin wohl taugliche Ansätze für die Praxis finden? Oft ist man enttäuscht, da wirkliche Neuansätze selten sind. Das Werkheft der Landjugend stellt sich diesem Anspruch, zumal es nicht bloß „Liturgien für Jugendliche“ verspricht, sondern „jugendliche Liturgien“, also Liturgien von Jugendlichen, die ihrem Lebensgefühl und ihrer Spiritualität entsprechen. Das klingt verheißungsvoll, zumal die Landjugend bereits mit ihrem Konzept der „Lebensfeier“ (KLJB-Bundesstelle (Hrsg.): *Leben – Feiern*, Bad Honnef 1994) durchaus in guter Weise versucht hat, eine Gottesdienstform zu entwickeln, bei der jeder und jede wirklich Subjekt der Liturgie ist, indem jede(r) Einzelne von Anfang an an der Vorbereitung und Gestaltung des (sich Schritt für Schritt entwickelnden) Gottesdienstes beteiligt ist.

Das hier vorliegende Werkheft enthält zunächst eine kurze Einführung in Ort und Kennzeichen von Liturgie im Gesamt der Pastoral. Darin werden zentrale Aussagen des Konzils zur Liturgie

aufgegriffen und aktuelle Herausforderungen benannt. Lobenswert ist der Versuch, die Dramaturgie jeder liturgischen Feier (hier: „Eröffnung – Feier des Wortes – Feier der Anbetung Gottes – Abschluss“) aufzuspüren und darzustellen. Da sich das Heft explizit der Herausforderung „priesterloser Gottesdienste“ stellt, wird auch nach „neuen“ Symbolhandlungen gesucht, die mit einem passenden Hochgebet verbunden werden.

Der zweite Teil des Heftes wird durch konkrete „Liturgien“ gebildet, die an für Jugendliche bedeutende Lebensmomente anschließen: Abendlob, Wochen(w)ende, Partnerschaft, Beauftragung. Diese Momente sind gut beobachtet bzw. ausgewählt. Eine größere Anzahl solcher Gottesdienste wäre wünschenswert gewesen.

Was lobenswert erscheint – nämlich die Fülle nichteucharistischer Gottesdienste anzuzeigen bzw. der Notwendigkeit Rechnung zu tragen, dass die Eucharistiefeyer nicht in jedem Fall eine geeignete Feierform ist –, wird gleichzeitig zur kritischen Anfrage: Hat die Eucharistiefeyer unter „jugendlichen Liturgien“ denn ausgedient? Zweifellos richtig ist die Grundthese des Heftes, dass eine „thematisch gestaltete Jugendmesse“ nicht der richtige Weg sein kann. Denn das Thema einer Liturgie kann nicht ein feier-fremdes sein. Vielmehr ist es durch die zugrundeliegende Symbolhandlung vorgegeben (im Fall der Eucharistie: die Teilnahme an Leiden, Tod und Auferstehung Jesu).

Notwendig erscheint vielmehr eine „Doppelstrategie“ zu sein: die Profilierung nichteucharistischer Gottesdienste einerseits und die ständige Suche nach einer jugendgemäßen Gestaltung der Eucharistiefeyer andererseits (wie z. B. hervorragend in den Leitlinien zur Gestaltung jugendgerechter Gottesdienste der Diözesen Bozen-Brixen [1998] bzw. Innsbruck [1996]). Das vorliegende Heft liefert einen kleinen Beitrag zum ersten Desiderat.

Patrik C. Höring

Unter uns

Auf ein Wort

„Was Gott dem Menschen in Christus sagen will, kann weder an der Welt im ganzen noch am Menschen im besonderen seine Norm erhalten; es hieße das Christentum vernichten, wenn es sich in eine transzendente Voraussetzung des menschlichen Selbstverständnisses auflösen ließe, und die christliche Theologie bräuchte gar nicht mehr mit einer Anthropologie verbunden zu werden. Das Gegenteil ist richtig. Und doch ist auch dies wahr, daß Gott in seiner Selbstoffenbarung durch das Wort, das uns anspricht, uns auch uns selbst offenbart. In der Antwort auf den Ruf Gottes, in Gottes Licht auftauchend erkennt der Mensch auf wunderbare Weise seine eigene Größe... Man wird daraus den Schluß ziehen können, daß eine christliche Vision vom Menschen nur als lebendige Synthese möglich ist, die hervorgeht aus der Begegnung des Menschen, der nach dem Grund seiner Existenz fragt, mit Gott, der seine Wertschätzung des Menschen zum Ausdruck bringt und ihm den Sinn offenbart, den er seinem Leben gibt.“

Henri de Lubac
in: Die göttliche Offenbarung,
Freiburg 2001, 56-57

Begrüßung der Heiligen

Ein Pastor sitzt im Beichtstuhl – noch von der alten Art: mit Vorhang. Während er auf Leute wartet, die zum Sakramentenempfang kommen, geht die Kirchentür auf und ein kleines Kind tritt herein. Es geht durch die ganze Kirche und bleibt dabei vor jeder Heiligenfigur stehen, um sie eigens zu begrüßen: „Guten Tag, Hl. Antonius! Hallo, Franziskus!“ usw. Auf die gleiche Weise verabschiedet sich das Kind von allen Heiligen.

Nun guckt der Pastor, der sich über dieses Geschehen sehr wundert, hinter dem Vorhang seiner Beichtstuhlür hervor. Das Kind bemerkt es und sagt im Vorbeigehen: „Hallo, Kasper!“

Elwine Faßbender, Köln

Paket für Maria Königin

Neulich vorm Pfarrhaus von St. Maria Königin in Bergisch Gladbach-Refrath: Ein Kurier des Paketservice klingelt an der Tür des Pfarrbüros wegen einer Lieferung an das Pfarrbüro der Gemeinde. Da das Büro bereits geschlossen hat, öffne ich als die im Pfarrhaus wohnende Gemeindefereferentin die Tür.

Etwas hilflos fragte der ausländische junge Mann: „Guten Tag, der Paketservice -, sind Sie Maria Königin???“

Ich erspare mir komplizierte Erklärungen und nehme das Paket an ... grinsend den Moment genießend, einmal so aufgewertet zu werden...

Gudrun Schmitz, Bergisch Gladbach

Fundstück

Einen Pastoren-Knigge haben die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche (Hannover) und die Evangelische Kirche der Union (Berlin) herausgebracht. Das Handbuch für das richtige Verhalten am Altar rät dazu, den Geist bei der Morgentoilette in der Flasche zu lassen und auf starke Parfüms zu verzichten. Beendet wird auch die Kür der Fußbekleidung unter dem Talar. Wörtlich: „Schaftstiefel, extrem hohe Stöckelabsätze, Cowboy-Stiefel, Turnschuhe und Freizeitsandalen sind tabu.“

nov
in: Kirchenbote,
Wochenzeitung des Bistum Osnabrück